2/1971 • 1,– M

MAGAZIN DES SOLDATEN

# ARMEE Rundschau



**Soldat Weisner fragt:**
**Unsere Armee ist seit ihrer Gründung nicht stehengeblieben. Hat sie sich sehr verändert?**

**Soldat Steffens fragt:**
**Kann man trotz unterschiedlicher Kondition von allen Soldaten Höchstleistungen fordern?**

# Der Chefredakteur antwortet



Ja und nein, Genosse Weisner. Die NVA hat sich sehr verändert und ist doch sie selbst geblieben. Aber diese Mini-Antwort möchte ich durch einige Gedanken ergänzen.
Verändert haben sich Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung. Verändert haben sich aber auch und vor allem die Menschen. Wir sind mit den modernsten Waffen ausgerüstet, zumeist in der Sowjetunion konstruiert und produziert. Die Regimenter von 1956 hätten nicht eine solche Prüfung wie das Manöver „Waffenbrüderschaft" bestehen können. Vor fünfzehn Jahren gingen junge Offiziere mühsam erste Schritte an der Hand erfahrener sowjetischer Waffenbrüder. Heute haben wir tausende hochqualifizierte sozialistische Offiziere. Sie haben an Offiziersschulen, Hochschulen und Universitäten studiert. Sie haben die Militärakademie „Friedrich Engels" oder sowjetische Militärakademien absolviert. Die Soldaten und Unteroffiziere von heute wissen und können mehr als ihre Genossen von 1956 – Frucht unseres einheitlichen sozialistischen Bildungssystems. Doch nicht nur das Wissen, vor allem das Bewußtsein der Armeeangehörigen ist gewachsen inmitten der menschenverändernden sozialistischen Revolution.
In fünfzehn Jahren erwuchs eine moderne Armee mit hohem Kampfwert – durch die weitsichtige Militärpolitik der SED, durch die Hilfe der Sowjetunion, durch die Anstrengungen der Werktätigen und der Armeeangehörigen.
Nicht verändert, sondern tiefer ausgeprägt hat sich der Charakter unserer Armee. Sie ist eine Armee des werktätigen Volkes – der Arbeiterklasse und ihrer Partei, unserer Deutschen Demokratischen Republik und dem Sozialismus treu ergeben. Sie steht in fester Waffenbrüderschaft an der Seite der verbündeten sozialistischen Armeen, besonders der Sowjetarmee. Von der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands erzogen und geführt, erfüllen wir getreu dem Fahneneid unseren Klassenauftrag. Das war, ist und bleibt so. Eben deshalb können die aggressionslüsternen Kreise des westdeutschen Imperialismus getrost alle ihre Hoffnungen begraben.

Ziel erkannt, Genosse Steffens: Kondition ist wichtig, für den Soldaten. Und Kondition ist wichtig für Höchstleistungen. Ihre Frage verrät mir, daß Sie den Aufruf zum sozialistischen Wettbewerb „Salut 25 – jederzeit gefechtsbereit" nicht nur von weitem gesehen haben. Eben dort werden ja geschlossene kollektive Höchstleistungen gefordert. Der Kampfwert eines militärischen Kollektivs hängt von der Leistung jedes einzelnen ab.
Sie sind in Sorge, ob Sie den Anforderungen genügen, obwohl Sie im Zivilleben dem Sport aus dem Wege gingen. Nun sollen Sie ja kein Spitzensportler werden, sondern ein leistungsfähiger Soldat. Das ist für jeden gesunden jungen Menschen möglich. Kondition kann man erwerben, Genosse Steffens. Der Gruppenführer muß Höchstleistungen organisieren, der Soldat muß sie wollen. Zweifellos wird Ihnen manches schwerer fallen als einem sportlich trainierten Genossen. Aber Leistungswille wird Ihnen Anerkennung verschaffen und Mut geben, auch wenn Sie nicht auf Anhieb einen Sprung nach vorn machen. Wichtig ist, daß Sie sich in der Ausbildung Mühe geben und in der Freizeit alle Möglichkeiten zum Konditionstraining nutzen. In der ASG stehen Ihnen dafür viele Wege offen. Ihre Genossen werden Ihnen gerne helfen. Sprechen Sie mit Ihrem Gruppen- oder Zugführer über Ihre Probleme – er wird Sie verstehen, Ihnen Hinweise geben und durch überlegte Steigerung der Anforderungen Ihre Leistungsfähigkeit entwickeln. Voraussetzung aber ist: Sie müssen Höchstleistungen wollen – dann ist jede Norm zu unterbieten und die Note 1 auch für Sie keine Traumnote.

Ihr Oberstleutnant Dr. Moczek

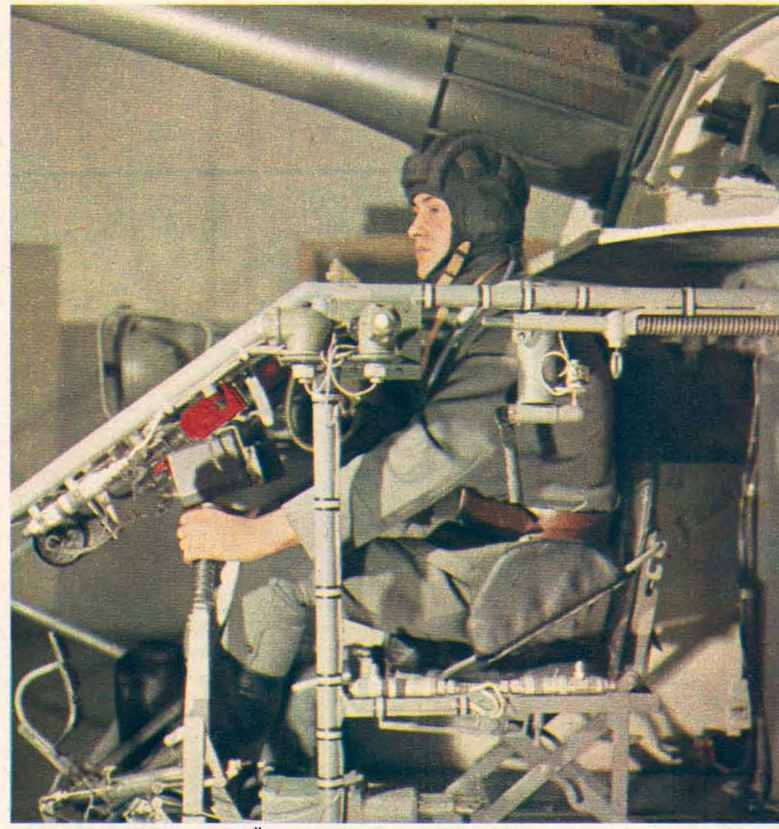
# Kommandeure in spe



**Das moderne Militärwesen stellt an die Kommandeurskader der Armee ständig neue, größere Forderungen. Es verlangt von den Offizieren hohes Bewußtsein, Wissen und Können. Der allgemeine Truppenkommandeur hat komplizierte und verantwortungsvolle Aufgaben zu lösen. An der Offiziershochschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann" werden künftige Kommandeure der NVA herangebildet. Wie sie sich in der Fachrichtung mot. Schützen und Panzer auf den Truppendienst in den 70er Jahren vorbereiten, darüber berichten unsere Mitarbeiter Oberstleutnant Rolf Dressel (Text) und Major Ernst Gebauer (Foto).**

In dem großen Sandkasten ist ein Geländeausschnitt dargestellt. Der Lehrer erklärt eine taktische Lage: „Ihre Einheit befindet sich auf dem Marsch nach Kahausen. Sie fahren mit Ihrer mot. Schützenkompanie, verstärkt durch eine Panzerkompanie, als Spitzensicherung. Vor dieser Kreuzung", der Lehrer zeigt sie, „stoßen Sie auf Sicherungskräfte des Gegners. Welchen Entschluß fassen Sie?"
Die Offiziersschüler machen nachdenkliche Gesichter. Angestrengt starren sie auf das Gelände. Offiziersschüler Karl-Heinz Richter handelt als Kompaniechef, drei weitere Genossen sind ihm als Zugführer zugeteilt. Sie überlegen, wägen Möglichkeiten ab, versuchen sich in die Lage zu versetzen. Wie entscheiden?
Fragen schwirren ihnen durch den Kopf: Stärke des Gegners? Eigene Kräfte? Gelände? Einsatzmöglichkeiten für die Waffen? ...Jeder muß sie für sich selbst beantworten. Die Lage verlangt, sich rasch zu entscheiden. Hier können sie sich jedoch Zeit nehmen zum Überlegen. Sie müssen es sogar tun, denn sie sollen dabei lernen. Später, wenn sie einen Zug, eine Kompanie führen werden, müssen sie schnell und entschlossen handeln, wenn sie ihre Aufgaben erfolgreich lösen wollen. „Ich habe mich entschlossen..."
Nach wenigen Minuten Nachdenkens legt Karl-Heinz Richter seinen Entschluß dar, er-



**„Vorwärts!" Taktische Übung. Offiziersschüler Richter handelt als Zugführer. Der Kommandeur einer mot. Schützeneinheit benötigt vielseitige Kenntnisse. Im Gefecht handelt er u. a. gemeinsam mit Panzern und Artillerie, deren Einsatzmöglichkeiten er kennen muß.**
**Rechts oben: Offiziersschüler Wegner studiert am Modell die Fahreigenschaften eines Panzers. Unten: Die Offiziersschüler Lorenz (vorn) und Wels bei der schießtheoretischen Ausbildung.**



teilt den Gefechtsbefehl. Kurz und präzise. Der Taktiklehrer ist zufrieden damit. Einige Details läßt er sich jedoch erläutern. Formal gefaßte Entschlüsse taugen nichts, können „ins Auge" gehen. Sie müssen ausreichend begründet sein, sich auf Fakten stützen. Doch Richter bleibt keine Antwort schuldig. Note Eins!

Wieder eine Eins! Karl-Heinz Richter, 21 Jahre alt, freut sich darüber. Die Genossen nicken ihm zu. Gratulation! Gute Ergebnisse wiegen für sie doppelt im dritten Lehrjahr, kurz vor den Abschlußprüfungen. Ein reichliches halbes Jahr noch, dann werden sie ihre verantwortungsvolle Arbeit in der Truppe aufnehmen. Darauf wollen sie gut vorbereitet sein.

Gegenwärtig arbeitet Karl-Heinz Richter als Zughelfer. In dieser Funktion sammelt er praktische Erfahrungen in der Führung eines Zuges. Sein Leistungsdurchschnitt beträgt 1,6. Ein Ergebnis, das sein Wissen und Können erkennen läßt. Es ist ihm keineswegs in den Schoß gefallen.

Das Lehrprogramm ist umfangreich. Es umfaßt sowohl militärische und militärtechnische als auch politisch-ideologische, pädagogische und organisatorische Kenntnisse und Fähigkeiten, die der allgemeine Truppenkommandeur benötigt. Zwar werden die Genossen als mot. Schützenoffiziere ausgebildet, doch sie erwerben auch Kenntnisse für den Ein-



satz von Panzern, Artillerie und Nachrichtenmitteln. Ihre Ausbildung reicht über die Funktion des Zugführers hinaus bis zur Tätigkeit eines Kompaniechefs.
Mit dem Berufsabschluß als Betonfacharbeiter und dem Abitur kam Karl-Heinz Richter 1968 zur Offiziersschule. Ihm war klar, daß sein Weg zum Offizier kein Spaziergang sein würde. Darauf hatten ihn sein Klassenlehrer an der Friedrich-Schiller-Ober-

**Am Sandkasten lösen die Offiziersschüler Lehmann (sitzend) und Wegner eine taktische Aufgabe. Sie beurteilen die Lage, um daraus ihren Entschluß abzuleiten. Sie müssen alle Mittel, über die der Kommandeur verfügt, wirksam einsetzen können. Unter anderem erwerben die Offiziersschüler im Verlaufe ihrer Ausbildung die Fahrerlaubnis Stufe 5, lernen den SPW fahren, auch den Ketten-SPW, und qualifizieren sich als Sprenghelfer.**





**Offiziersschüler Richter schließt erste Bekanntschaft mit dem elektronischen Kleinrechner. Mit ihm können Optimierungsaufgaben verschiedener Art gelöst werden. Die EDV-Technik gewinnt für die Truppenführung mehr und mehr Bedeutung. Darauf werden die künftigen Kommandeure bereits an der Offiziersschule vorbereitet. Sie verfügt über zahlreiche moderne Ausbildungs- und Lehreinrichtungen. Die Taktikklasse ist u. a. mit Tonbändern, Bildwerfern und beleuchteten Lehrtafeln ausgestattet. Lernmaschinen ermöglichen es, in kurzer Zeit die Kenntnisse der Genossen auf speziellen Gebieten zu überprüfen.**

schule in Bautzen und die Genossen des Wehrkreiskommandos gründlich vorbereitet. Er erinnert sich:

„In der theoretischen Ausbildung hatte ich im ersten Lehrjahr kaum Sorgen. Dafür aber in der praktischen Kommandeursarbeit. Als Vorgesetzter zu handeln, das war mir neu, ungewohnt. Aber Hauptmann Bratke, unser Zugführer, kam aus der Truppe. Er hat große praktische Erfahrungen, die er uns vermittelt. Vor allem lernte ich von ihm, daß man als militärischer Vorgesetzter in allen Dingen Vorbild sein muß. Nur so kann man als Parteimitglied die Soldaten zu hohen Leistungen führen."

Kopfschmerzen bereitete dem Genossen Richter im zweiten Lehrjahr die Technik. Er kam nicht aus einem Metallberuf, wie die meisten Genossen. Daher mangelte es ihm an technischen Kenntnissen und handwerklichen Fertigkeiten. „Von einem Dieselmotor z. B. hatte ich gar keine Ahnung", gesteht er. So klemmte er sich eifrig hinter Bücher und Vorschriften. Im kleinen Lernkollektiv, auf Initiative der FDJ gebildet, halfen ihm die Kameraden. So schloß er die vorhandenen Lücken.

„In der Schutzausbildung stand ich anfangs nur auf einer schwachen Drei", erzählt Genosse Richter weiter. „Nicht nur ich, auch andere Genossen. Kernstrahlungsaufklärung, chemische Zusammenhänge, die Wirkungsweise von Kern-, bakteriologischen und chemischen Kampfmitteln, das



bereitete mir Schwierigkeiten. Außerdem glaubte ich, dieses Fach wäre nicht so wichtig. Aber Hauptmann Bratke und die anderen Ausbilder überzeugten uns, wie notwendig dieses Fach ist. Sie waren unerbittlich, in der theoretischen und in der praktischen Schutzausbildung. Oft büffelten wir bis nachts die chemischen Grundlagenkenntnisse und die verschiedenen Meßgeräte. Beim Normentraining probierten wir Kniffe aus, wie wir Sekunden sparen konnten, um schneller fertig zu sein. Dadurch habe ich mich auf eine glatte Eins hochgearbeitet. Jetzt gibt es bei uns keinen mehr, der dieses Fach noch unterschätzt."

Daß Karl-Heinz Richter bereits ausgeprägte Kommandeurseigenschaften besitzt, bewies er Ende Oktober bei einem Härtetest. Der Aufruf des Panzertruppenteils Bernhagen zum sozialistischen Wettbewerb „Salut 25 – jederzeit gefechtsbereit!" war erschienen. Die Offiziersschüler berieten, wie sie sich daran beteiligen könnten. Sie erarbeiteten ein Programm, das auf kollektive Höchstleistungen orientiert. Auf einem FDJ-Kampfmeeting sollte es beschlossen werden. Am Tage des Meetings fand der Härtetest statt, Kraftsportübungen und ein längerer Fußmarsch. Dafür mußt du bei allen Genossen die richtige Einstellung schaffen, sagte sich Genosse Richter. Als Zughelfer war er für die Vorbereitung verantwortlich. Als er die Genossen in die Aufgabe einwies, appellierte er an sie, hier gleich zu beweisen, daß ihre Worte und Taten eins sind.

Alle Offiziersschüler unterstützten ihn. Die physisch Stärkeren halfen den Schwächeren, damit beim Marsch keiner zurückblieb. So erreichten alle das Marschziel in der vorgegebenen Zeit. Note Eins!

„Wenn wir in die Truppe gehen, müssen wir vor allem Menschen führen. Das wird nicht immer einfach sein", meint Karl-Heinz Richter. „Da wird es von großem Nutzen sein, daß wir selbst vormachen können, was wir von den Soldaten verlangen. Und dafür gibt uns die Ausbildung alles mit, was wir brauchen."

Ich erinnere mich nicht genau an den Zeitpunkt, da Leutnant Chwatow in unsere Kompanie kam. Ljoscha Skurichin war gefallen, und an seiner Stelle hat Sergeant Sabelin den Zug eine Zeitlang befehligt, bis dann Leutnant Chwatow kam. Ljoscha Skurichin war ein Soldat von altem Schrot und Korn gewesen; sobald ich an ihn denke, stelle ich ihn mir vor: Das gebräunte Gesicht stets tadellos rasiert, Militärmantel und Feldbluse stets wie angegossen, und die Stiefel gewichst, egal ob es regnete oder schneite. Und der Schulterriemen, so schien's, drohte jeden Moment zu platzen von seinen starken Muskeln...

Nicht nur sein Äußeres hob Ljoscha aus der Masse heraus. Er befehligte einen Nachrichtenzug und mußte so die verschiedensten Aufgaben erfüllen. Ein kecker Bursche war Ljoscha. Hatten die Faschisten unsere Autokolonne abgeschnitten – wer rettete die Situation? Ljoscha – Leutnant Skurichin. Wir mußten mal zurückgehen und hinterließen unbeschädigte Leitungen. Wer kam wieder und vernichtete die Telegrafenmaste sowie alle anderen wichtigen Verbindungsobjekte, damit sie dem Feind nicht in die Hände fielen? Wieder Leutnant Skurichin.

Gefallen ist Ljoscha Skurichin dann so: Wir wichen dem Druck des Gegners. Plötzlich traf die Gruppe, die Ljoscha aus dem Kessel herausführte, auf Deutsche. Ljoscha bildete den Abschluß der Soldatenkette und ging so als letzter, gab den anderen Genossen Feuerschutz. Ob man ihn bemerkt hat oder sollte es so sein – jedenfalls traf eine Kugel ihn mitten ins Herz. Er hat nicht mal mehr aufseufzen

**Wladimir Andrejew**




können. Seinen toten Körper mußten die Jungs sogar zurücklassen.

Und Leutnant Chwatow erwies sich als gewöhnlicher „Zugang". Sein Aussehen war nicht der Rede wert. Die Feldbluse saß straff auf seinem Bauch, der Riemen mit dem Nagantrevolver hing an der Seite herunter und wurde vom Leutnant immer hochgeschoben. Sein Gesicht war gutmütig, gar nicht das eines Kommandeurs. Die Nase wie 'ne Kartoffel, die schlaffen Lippen dick und aufgeworfen. Auch seine Anweisungen erteilte er irgendwie seltsam:

„Mal herhören, Brüder, man müßte das Kabel mal überprüfen. Gehst du mal?" Und wenn der angesprochene Soldat schwieg, redete ihm Chwatow seufzend zu:

„Na, mach schon, mein Lieber, geh nur..."

Uns wollte scheinen: Wäre der Soldat anderer Laune gewesen, so hätte er auch nicht zu gehen brauchen, und Leutnant Chwatow wäre vielleicht selber losgezogen, um die Schäden an der Leitung zu beheben...

Das war aber alles noch nichts weiter. Reserveoffiziere sind meist so und können nicht besonders kommandieren. Im Zivildienst hatten viele von ihnen hohe Funktionen ausgeübt, jedoch in der Armee und noch dazu im Krieg ging alles anders zu. So war es allerdings nur in den ersten Monaten. Das Leben lehrt einen vieles, und sehr bald schon wurden die Ersatzleute zu echten Offizierskadern, ihnen fehlte lediglich etwas äußerer Schmiß, eben jener Hauch von besonderer Straffheit, die sich natürlich nur in der Offiziersschule aneignen ließ.

Also, zurück zu Chwatow. Er war 'n Ersatzmann, aber uns erstaunte er durch eine andere Gewohnheit. Gleich am ersten Tag, nachdem er in dem Unterstand aufgekreuzt war, wo er hingehörte, schnürte er seinen Wäschesack auf und holte eine kleine Fotografie von einer Frau hervor, eingefaßt in einen handwerklich geschnitzten Rahmen. Lange besah er die Wand des Unterstandes, die sich gesetzt hatte, und überlegte, wohin er das Bildchen wohl hängen solle. Schließlich klopfte er statt eines Nagels ein Stöckchen ein und hing das Foto auf.

Interessiert schauten wir ihn an. Dann fragte einer von uns, wer das sei auf dem Bild. Und Chwatow erwiderte:

„Es ist Assja, meine Frau."

Damals gab es heiße Kämpfe, und die Nachrichtenleute hatten besonders viel zu tun. Chwatow ging damals oft die Leitung entlang, denn man muß sagen, daß er sich auf sein Fach verstand. Und wir kriegten fast Zustände von seiner Manier: Sobald er zurückkam in den Unterstand, trat er an den Fleck,



wo die Fotografie hing, bückte sich ein wenig nieder, da im Unterstand die Decke sehr niedrig war, legte die Hand an die Mütze und meldete: „Alles in Ordnung, Assja. Bin wieder da..." Das kam uns so komisch und erheiternd vor wie selten etwas, und oft, in Chwatows Abwesenheit, belustigten wir uns darüber. Da trat einer auf das Bild zu, knallte die Hacken zusammen und äffte die Stimme des Leutnants nach:
„Bin wieder da, Assja, alles in Ordnung, bloß zu fressen gibt's nichts..."
Na, und wenn an der Front wenig los war und wir alle untätig herumsaßen, dann erzählte jeder wie gewöhnlich von seinem Zivilberuf, seinem Heimatort, berichtete, was er da so vor dem Krieg getrieben, wie er gearbeitet, seine Sonntage verbracht und welche Filme er gern gesehen hatte. Auch Chwatow nahm an diesen Gesprächen teil. Er war vor dem Krieg Feuerwehrmann in Leningrad gewesen und erinnerte sich natürlich am liebsten an die verschiedensten Löscheinsätze.
„Brüder, da gab es so manchmal Alarm", begann er träumerisch, obzwar dieser Ton jenem schrecklichen Geschehen, von dem er erzählte, überhaupt nicht entsprach. „Eine Minute blieb zum Sammeln und Ausrücken. Durch die ganze Stadt sind wir gerast. Höchstgeschwindigkeit, die Sirene heulte nur so! Endlich sind wir da – die Treppe hinauf, Ausschau halten..."
„Jetzt, Leutnant, hast du fürs ganze Leben genug Brände!" sagte einer der Soldaten.
„Das ist doch was ganz anderes, der Krieg", sagte Chwatow versöhnlich.
Es stellte sich heraus, daß seine Gewohnheit, Assja Meldung zu erstatten, ebenfalls bei seiner ungewöhnlichen Arbeit entstanden war. Oft in der Nacht war er unterwegs, bald bloß zum Nachtdienst, bald hatte er Brände zu löschen. Assja aber arbeitete in einer Schuh-

Illustration: Wolfgang Würfel

fabrik und ging stets morgens zur Schicht. Chwatow kam oft heim, wenn sie bereits aus dem Haus war, und da erstattete er eben vor ihrem Bild Rapport: „Alles in Ordnung, Assja, ich bin wieder da..." Uns kam das, wie gesagt, alles sehr lächerlich und zugleich rührend vor. Allmählich aber gewöhnten wir uns an diese Meldungen und lauschten sogar mit Interesse seinen Berichten über Brandbekämpfung und welche mutigen Spähtrupps (auch bei der Feuerwehr gibt's sowas) da tätig waren, und wir erinnerten uns verschiedener Fälle, weshalb und wo es gebrannt hatte und wie lange man da manchmal auf den Löschzug warten mußte. Die letzte Tatsache bedrückte Chwatow besonders, und er erklärte geduldig und ausführlich, wie und wodurch das wohl verursacht worden sein konnte.

Wir nannten Chwatow ungeniert den Feuerwehrmann. Ab und an rief der Stabschef die Kompaniechefs zu sich, legte die Aufgaben fest und verteilte die Leute. Er sagte, wen man wohin schicken sollte. Kam Chwatow mal dran, so sagte er sachlich: „Dahin schickt ihr den Feuerwehrmann!" Und wenn bei Chwatow etwas nicht recht klappte, dann schimpfte er:

„Ach, der Feuerwehrmann, hol ihn dieser und jener!"

Von Tag zu Tag entbrannten heftigere Kämpfe, wir blieben selten an einem Standort. Die Nachrichteneinheit wurde fast pausenlos am ganzen Frontabschnitt hin und hergeworfen. Heute wühlten wir hier die Erde auf und hoben Gräben aus, morgen kam schon wieder ein neuer Befehl, der uns an die zwanzig Kilometer marschieren ließ. Die Gesichter der Soldaten waren schwarz, ihre Augen tief eingefallen. Ringsum brannten die Dörfer lichterloh, die Erde war versengt...

Da warf ein bissiger Kerl Chwatow vor:

„Na, Genosse Leutnant, hast du nun genug Feuersbrünste um die Ohren!?"

Der schaute nur grüblerisch vor sich hin und blieb stumm. Aber das Bild Assjas holte er noch immer häufig aus seinem Wäschesack. Schaute es an, lächelte und legte es zurück. Vielleicht hatte er ihr in Gedanken so mancherlei berichtet...

Der Dezember ging zur Neige. Wer erinnert sich nicht mehr jenes frostigen Dezembers bei Moskau, als unsere Einheiten endlich wieder vorrückten? Das war eine erfreuliche Zeit, da der Feind endlich seine ersten Niederlagen einzustecken begann. In unserer Kompanie aber wurde die Freude getrübt durch Leutnant Chwatows Tod. Die schlimme Kunde kam spät abends per Telefon. Wir standen im Graben und konnten uns nicht an den Gedanken gewöhnen, daß er nicht mehr war und niemals mehr seinen Unterstand betreten, seiner Assja und uns zulächeln und nie mehr scherzen würde. Draußen tackten aufdringlich MGs, in der Nähe donnerte ein Geschütz; Hauptmann Gorochow, unser Kompaniechef, runzelte jedesmal die Stirn, wenn ein Schuß peitschte. Assjas Bild hing an der Wand, über der Stelle, wo Chwatow letzte Nacht noch geschlafen hatte. Lange schauten wir das Bild an und glaubten zum ersten Mal zu sehen, wie gütig und ein bißchen traurig die Augen dieser Frau blickten. Sie schaute uns so zutraulich an, als redete sie uns zu; uns schien, sie sage nun die gleichen Worte, mit denen Chwatow uns immer zur Erfüllung eines Auftrages ausgeschickt hatte:

„Na, mach schon, geh, mein Lieber..."

Lange standen wir so da und überlegten, wie man nun am besten verfuhr: Sollte man Assja alles ausführlich mitteilen, ihr Bild zurücksenden? Doch keinem kam ein nützlicher Entschluß. Und die Augen der Frau schauten uns vorwurfsvoll an.

„Ist schon 'ne Aufgabe", sagte seufzend einer von uns und fügte, unverständlich warum, dazu: „Da ist er jahrelang durch Leningrad gefahren und hat Brände gelöscht. Und nun..."

Und hielt mitten im Satz inne. Uns allen wurde plötzlich wieder der schreckliche Haß auf die Faschisten bewußt. Wir sahen diesen Krieg auf einmal besonders deutlich als riesige Feuersbrunst, in der unsere Vaterhäuser brannten und unsere Lieben umkamen. Wieviel Kraft brauchten wir, um dieses Feuer zu löschen, einzudämmen, und wer von uns würde das Ende dieser Löscharbeiten erleben?

Wir schickten das Bild nicht an Assja zurück. Hauptmann Gorochow, der Kompaniechef nahm es stirnrunzelnd an sich und sagte nach einer Grübelpause:

„Sie wird die Todesnachricht bekommen, da muß kein überflüssiges Zeug geschrieben werden... Das ist eine solche Frau, daß sie auch ohne Briefe verstehen wird, was er uns bedeutete. Man sollte nicht noch Öl ins Feuer gießen. Und nach dem Krieg wird einer von uns hinfahren und ihr das Bild zurückbringen." Hauptmann Gorochow schaute uns fest in die Augen und sagte abschließend:

„Ich glaube, so muß man das machen."

„Gut", sagten wir auch. „Machen wir es so."

Und jeder stellte sich in diesem Augenblick vor, wie er in Leningrad diese kleine Fotografie in die Hände Assjas zurückgeben und Meldung erstatten würde.

„Er ist nicht zurückgekommen, Assja. Aber der größte Brand auf der Welt ist gelöscht..."



# TRÄUMER und UTOPISTEN

**Von HEINZ MIELKE,**

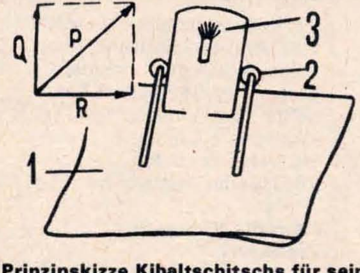
**Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft**

Das stürmische Entwicklungstempo der Technik und die Vielfalt neuer naturwissenschaftlicher Entdeckungen und Erkenntnisse lassen nur zu leicht ihren geschichtlichen Weg verblassen. Und doch darf man diesen Hintergrund der ständig wachsenden Erkenntnisse und Fähigkeiten des Menschen nicht aus dem Auge verlieren, wenn das Verständnis für die weitreichenden Zusammenhänge nicht leiden soll. Etwas mehr als 100

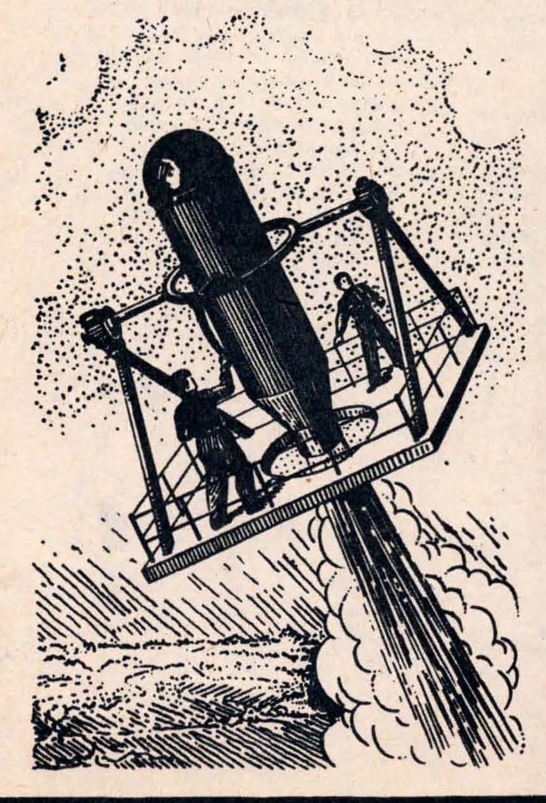
**ZEHN JAHRE BEMANNTER RAUMFLUG (I)**

Jahre ist es nun schon her, daß der alte Traum vom Flug des Menschen in den Weltraum und zu anderen Gestirnen erstmals mit gewisser wissenschaftlicher Durchdachtheit als reizvolles Unternehmen kühner Forscher dargestellt wurde; als vorausgeahntes wissenschaftliches Unterfangen, dessen realistische Erfüllung – der epochemachende Flug Juri Gagarins in Wostok 1 – sich in diesem Jahr zum zehnten Male jährt.
Mit der bewundernswerten Kraft seiner Phantasie, aber auch mit einer gehörigen Portion naturwissenschaftlicher Kenntnisse gelang es dem großen französischen utopischen Romanschriftsteller Jules Verne 1865 – zunächst literarisch – seinen Zeitgenossen und vielen Menschen danach einen Weg ins All zu zeigen. Daß naturwissenschaftliche Grundlagenkenntnisse in seine amüsant geschriebene Geschichte vom „Schuß" zum Mond einbezogen wurden, das macht diese visionäre Darstellung des Schriftstellers aus geschichtlicher Sicht tatsächlich zu einem der Ausgangspunkte des wissenschaftlichen Raumfahrtgedankens.
Erstaunlich umfassend und korrekt waren Vernes Beschreibungen des phantastischen Mondflugunternehmens in wissenschaftlicher Hinsicht. Immerhin wußte er um die Gültigkeit der Gesetze der Himmelsmechanik für den Raumflug, kannte er die Bedeutung der Fluchtgeschwindigkeit von 11,2 km/s sowie die Erscheinung der Schwerelosigkeit und verstand viele astronomische Tatsachen geschickt „an den Mann" zu bringen. Die technischen Lösungen der anfallenden Probleme allerdings vermochte er aus dem mangelhaften Wissen seiner Zeit heraus auch nicht annähernd so treffend anzugeben. So kam er dann auch zu dem völlig utopischen Verfahren des Mond-„Schusses" seiner gigantischen „Columbiade". Allerdings hätten dabei die kühnen Weltraumreisenden in der Realität, wegen des ungeheuren Beschleunigungsandrucks, die Reise – wie einmal scherzhaft gesagt wurde – nur noch als „Frankaturmittel" ausführen können. Aber immerhin, ein Traum hatte damit zum erstenmal die Gestalt einer technisch-wissenschaftlichen Idee angenommen.
Reichliche anderthalb Jahrzehnte später skizzierte ein junger kühner Geist erstmalig auch das Prinzip der antriebstechnischen Lösung des Raumfluges in Form des Raketenantriebs. Es war Nikolai Iwanowitsch Kibaltschitsch, der Verfertiger der Bomben, die den Zaren Alexander II. im Jahre 1881 töteten. Er, ein glühender Patriot und Mitglied des Geheimbundes „Narodnaja Wolja", hinterließ letzte Aufzeichnungen, aus denen hervorgeht, daß sich der junge begabte Chemiker unter anderem auch mit der Idee des raketengetriebenen Fluges beschäftigte. Als Antriebsmittel für seine „Flugplattform" sollten Pulvertreibsätze verwendet werden, die in einer schwenkbaren (!) Brennkammer verbrannten und nachgeladen werden sollten. Sicher war vieles im technischen Detail der Aufzeichnungen Kibaltschitschs, die nach seiner Verurteilung und Hinrichtung in den Archiven der zaristischen Geheimpolizei verschwanden und bis zur Oktoberrevolution niemand bekannt wurden, noch nicht mehr als eine erste vage technische Idee. Doch mit dem Grundgedanken hatte er tatsächlich als erster den Zugang zu jenem Weg freigelegt, auf dem später einmal der Vorstoß in den Weltraum wirklich erfolgen sollte.
Im Mai 1891 hielt in der Berliner Philharmonie ein Mann einen Vortrag über Luftfahrt, den seine Zeitgenossen – halb anerkennend, halb höhnisch – den „Edison von Schöneberg" nannten. Es war der Erfinder und Fabrikant Hermann Ganswindt, der mit seinen extravaganten Neuerungen und kühnen Ideen (Lenkluftschiff, Hubschrauber, pferdloses „Automobil") sowie mit dem hektisch und verbissen geführten Kampf um deren Anerkennung meist nur Ablehnung und vielfach sogar Spott erntete. In seinem Philharmonie-Vortrag präsentierte er der in diesen Dingen völlig überforderten und darum lediglich amüsierten Zuhörerschaft

unter anderem auch die phantastische Idee eines „Weltenfahrzeugs". Dieses sollte aus einem hermetisch verschlossenen, mit Fenstern versehenen zylindrischen Behälter, der Passagierkabine, bestehen, darüber ein Gestell mit einer glockenförmigen Brennkammer und zwei Vorratsbehältern für Dynamitpatronen. Die Patronen sollten dann in rascher Folge in der Brennkammer gezündet werden und den Antrieb liefern. Auch sah der Ganswindtsche Entwurf eine „Heizung" der mit einem zentralen Schacht versehenen Passagierkabine durch den Gasstrahl der Brennkammer sowie Atemluftvorräte in Stahlröhren und andere technische Einzelheiten vor. Jedoch brachte es der Fabrikant aus Berlin mit seinem durchaus ernsthaften Vortrag bei seinem Publikum nur zu einem Lacherfolg, der ihm seine „Weltenfahrzeug"-Idee für alle Zeiten total verleidete. Abgesehen davon, daß einiges an den Gedanken Ganswindts durchaus recht vernünftig war, hatte er von den tatsächlichen Problemen des Rückstoßantriebes und der Raumfahrt, von ihren mathematischen und physikalischen Grundlagen, als rein intuitiver Erfinder keinerlei Vorstellung. Darin waren ihm übrigens auch die meisten, die ihn verlachten, nicht gerade überlegen. Und auch nach ihm kamen immer wieder „Erfinder", die ohne oder mit nur recht dürftiger naturwissenschaftlicher bzw. technischer Sachkenntnis seltsame Raumfahrzeuge oder neuartige Antriebsmittel für den Weltraum vorschlugen. Dazu gehörte beispielsweise auch der Vorschlag des Barons Franz Abdón von Unlinski. Jener Herr wollte ein „Elektronen-Weltraumschiff" bauen, bei dem die „Nullpunktsenergie des Weltäthers" zur Antriebserzeugung ausgenutzt werden sollte. Was unter dieser „Nullpunktsenergie" zu verstehen sein könnte, ist der physikalischen Forschung bis heute verborgen geblieben.




Prinzipskizze Kibaltschitschs für seine raketengetriebene Plattform.
So stellte er sich den Flug zu fernen Welten vor. Die Rakete sollte „gesteuert" werden.



Kibaltschitsch und Ganswindt waren der Lösung des Problems bereits sehr nahe gekommen, sie hatten es von der Grundidee her sogar gelöst, indem sie den Rückstoßantrieb als einziges Verfahren für den Raumflug erkannten und beschrieben. Aber der entscheidende Schritt konnte von ihnen noch nicht getan werden, der Schritt zur exakten wissenschaftlichen Analyse der grundlegenden Probleme, ihrer mathematischen, physikalischen und realen ingenieurtechnischen Elemente. Der Weg dorthin konnte nur über die Ausarbeitung des „Handwerkszeuges" für die mathematische Behandlung des Raketenantriebs führen. So war die in völliges Neuland führende Aufgabe eigentlich auch nur von einem geschulten Mathematiker zu bewältigen, der die geniale Phantasie eines Jules Verne mit der abwägenden Nüchternheit des Physikers zu verbinden verstand, der unvoreingenommen von Lehrmeinungen und auch technisch schöpferisch zu denken wußte.
Und die Praxis bestätigte diese – allerdings rein nachbetrachtende – These. In jahrzehntelanger mühevoller und einsamer, oft entbehrungsreicher Arbeit schuf der in Kaluga lebende russische Mathematiker Konstantin Eduardowitsch Ziolkowski (1857–1935) die mathematischen, physikalischen und technischen Grundlagen der Raketen- und Raumflugtechnik. Seit etwa 1880 mit ersten, klug durchdachten Ideen über den kosmischen Raum beschäftigt, legte er ab 1903 seine reichen Erkenntnisse zur Theorie des Raketenantriebs (Grundgleichung der Raketentechnik) und anderer Probleme in zahlreichen Schriften nieder. Mit seinen ersten Arbeiten hatte der Mathematiker aus Kaluga den entscheidenden Wandel eingeleitet und den wissenschaftlichen Grundstein zum Zeitalter der Raumfahrt gelegt. Der Schritt vom Träumen zum Forschen war vollzogen worden.




**Beruf mit Röntgenaugen**

Kann man sich beim Zolldienst qualifizieren?
Unterfeldwebel Hammelingen, Burg

*Spezielle Ausbildungszweige, wie z. B. Röntgen-, Transportmittelkontrolleur, Diensthundeführer, bieten dazu viele Gelegenheiten. Bei vorbildlichem Dienst und guter Allgemeinbildung kann man auch als „Sprachkundiger der Zollverwaltung" (mit staatlicher Prüfung) ausgebildet werden. Außerdem besteht die Möglichkeit eines Studiums an Hochschulen der DDR oder an der Fachschule der Zollverwaltung.*

**Wehrorganisation der Arbeiterklasse**

Wie stark war denn der „Rote Frontkämpferbund"?
Unteroffizier Bär, Luckenwalde

*1924 von der KPD als antimilitaristische Massenorganisation gegründet, umfaßte er 1925 15000, zwei Jahre später 111400 Mitglieder und erreichte 1929 eine Stärke von 150000 Mann.*

**Für ein Vierteljahr zur Fahne**

Für drei Monate muß ich jetzt zum Reservistenwehrdienst. Muß mir während dieser Zeit der Arbeitsplatz erhalten bleiben?
Leutnant d. R. Rose, Mühlhausen

*Aus dem Reservistenwehrdienst dürfen Ihnen keine Nachteile hinsichtlich des Arbeitsrechtsverhältnisses entstehen. Falls Sie nicht an den alten Arbeitsplatz zurück können, ist Ihnen ein gleichwertiger anzubieten.*

**Wer schreibt uns?**

Unsere Stadt liegt so ungünstig, daß wir nur durch Bilder unsere NVA kennen. Leider bemühten wir uns bisher umsonst, irgendwelche Verbindungen herzustellen. Um allen Anforderungen unseres Bildungs- und Erziehungsplanes gerecht zu werden, möchten wir gern mit einer Gruppe von Armeeangehörigen in Verbindung treten.
Teichmann,
Leiterin des Kindergartens
9292 Geringswalde,
Friedrich-Engels-Straße 24

**AR mit schmaler Taille?**

Die AR ist dufte. Hören Sie nicht auf die Nörgler und machen Sie weiter so, auch mit den hübschen Mädchenbildern. Nur eins gefällt mir nicht recht: Die AR ist zu kurz, man liest sie immer so schnell durch. Aber das läßt sich höchstwahrscheinlich nicht ändern.
Wolfgang Königer, Berlin

*Das stimmt, die AR kann auch nicht dicker werden. Ein Tip: Lesen Sie langsamer!*

**Dienst flutscht jetzt besser**

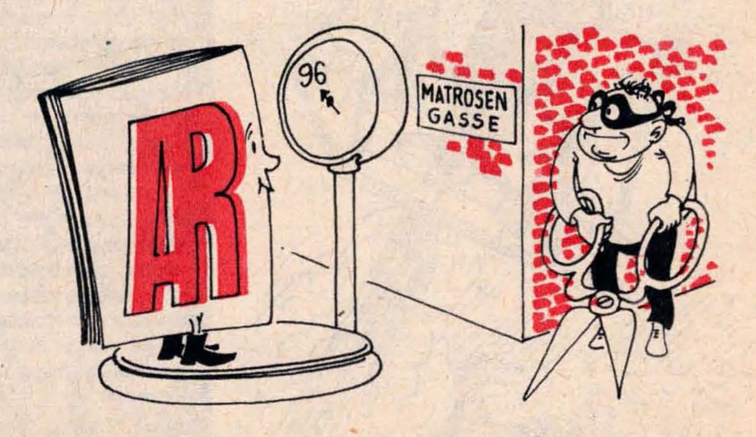
Ich bin daheim das einzige Kind, habe keinen Vater mehr, nur eine kranke Mutter. Als ich hörte, daß es meiner Mutter sehr schlecht ging, bat ich die Vorgesetzten um Urlaub, der mir auch gewährt wurde, obwohl ich in der gleichen Angelegenheit schon vorher Urlaub erhalten hatte. Dafür möchte ich mich bei der Kompanieleitung, insbesondere Oberleutnant Dittrich, auch im Namen meiner Mutter, herzlich bedanken. Das sofortige Handeln der Genossen trug dazu bei, daß ich jetzt ruhiger meinen Dienst versehen kann. Ich meine, daß man den Vorgesetzten das volle Vertrauen entgegenbringen soll, um so besser ist die Zusammenarbeit in den Einheiten.
Pionier Holske, Pirna

**An ihrer Stirn stand's geschrieben**

Bin leidenschaftlicher Sammler von Matrosen-Mützenbändern. Leider fehlen mir in meiner Sammlung die Bänder „Seepolizei" und „Volkspolizei-See". Wer kann mir helfen?
Hans J. Kollmorgen,
1017 Berlin, Wisbyer Str. 11 c

**Kam die Waage ins Wanken?**

Besonders freue ich mich über Eure Fotos. Auch das Mädchen im Bikini im Heft 10/70 hat mir und 30 Fahrern vom Kraftverkehr Stralsund und Rügen sehr gefallen. Ich hatte das Bild an der Innenwand der Kieswaage, wo ich tätig bin, aufgehängt. In meiner Abwesenheit wurde es von unserem Betriebsleiter, Herrn Franz Schubert, abgerissen. So etwas wäre unerwünscht, teilte man mir mit. Sind denn diese Bilder anstößig? Ein Mensch, der



keinen Sinn für Kunst und Schönheit hat, kann nur schlechte Gedanken haben.
August Thürk, Zirkow

**Doppelwohnung**

Berufsbedingt habe ich eine Nebenwohnung bezogen. Wahrscheinlich werde ich bald gemustert. Welches Wehrkreiskommando ist für mich maßgebend?
Hans Elmenhorst, Dresden

*Sie werden durch das für die Nebenv. ɔhnung zuständige Wehrkreiskommando gemustert.*

**Verpfiffen ...**

Im Heft 11/70 soll auf der Titelseite offenbar dargestellt werden, wie von einem Angehörigen der Volksmarine auf der Bootsmannsmaatenpfeife ein Signal gepfiffen wird. Dazu muß ich feststellen, daß mit Handschuhen (Wolle) kein Signalpfiff möglich ist. Nur aus Spielerei kann in der dargestellten Pfeifenhaltung ein Ton entlockt werden. Ich bin bereit, Ihnen die Bedienung dieser Bootsmannsmaatenpfeife zu demonstrieren.
Rudolf Kühnrich, Stralsund

*Ein Ton kam zwar heraus, aber wir geben Ihnen recht, ein „Seite-Pfeifen" war es nicht.*

**... und geschnürt**

Auf dem Titelbild des Novemberheftes trägt der Stabsmatrose die Schützenschnur links. Ist das neuerdings so?
Gefreiter d. Reserve Quapp, Borna

*Das ist keine Auszeichnung für ausgezeichnetes Schießen, was Sie sahen, sondern die Diensthabenden-Schnur, an der die Bootsmannsmaatenpfeife hängt.*

**Nicht blind geworden**

Seit nunmehr 9 Jahren trage ich die Uniform der NVA. Ich trage diese Uniform gern und bin stolz auf meine bisherige Entwicklung. Diese neun Armeejahre haben mir ein gutes politisches Wissen, militärische Fertigkeiten und auch ein sehr wachsames Auge gegenüber den Schludereien und vorschriftswidrigen Dingen vermittelt. Entgegen allen Behauptungen älterer Unteroffiziere (Berufssoldaten), daß man mit den Jahren auch „ruhiger" wird und über einige „kleinere Sachen" hinwegsieht, bin ich nach wie vor bestrebt, immer und überall (nicht nur in der Kaserne) die militärischen Forderungen durchzusetzen.
Stabsfeldwebel Buchheisler, Pinnow

**Wenn das Quecksilber fällt**

Ist für die Soldatenstuben eine bestimmte Mindesttemperatur festgelegt, die sie im Winter haben müssen?
Christa Ansorg, Stralsund

*Plus 18 °C muß das Thermometer anzeigen.*

**Bin schon vergeben**

Novemberheft, Seite 16: Welch männerherzerweichender, zarter Charme doch von dieser vanillefrüchteeisessenden jungen Dame ausgeht! Übrigens: Kann ich ihre Anschrift erfahren?
Soldat Albert, Brandenburg

*Auch wenn Sie und einige andere Leser sich noch so sehr für das Speiseeis interessieren: Die Dame hat nichts verraten.*

**52000-Tonnen-Schiffe**

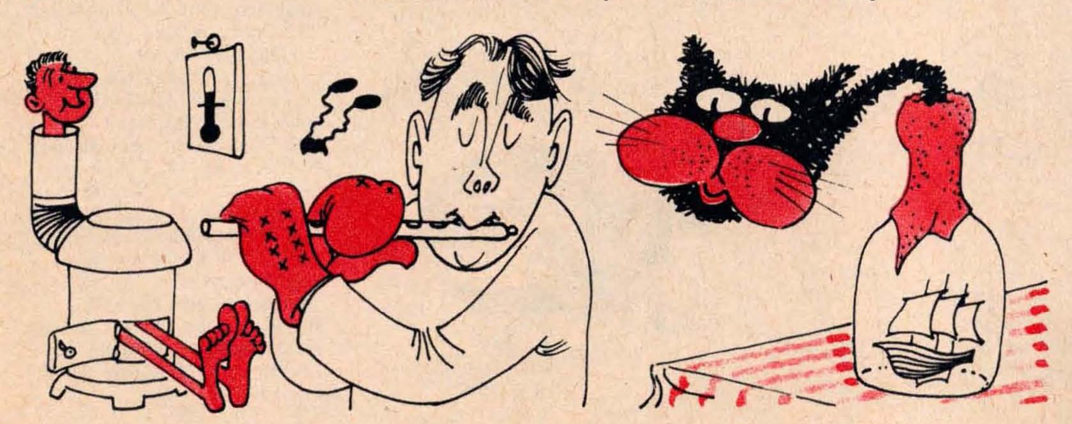
Kürzlich hatte ich mit einem Bekannten eine Meinungsverschiedenheit. Am Ende ging es schließlich um eine Flasche Sekt. Ich war der Meinung, daß die „Tirpitz" das größte Schlachtschiff der faschistischen Marine war. Habe ich nun recht oder muß ich in die Tasche greifen?
Stabsmatrose d. R. Mumrey, Helmsdorf

*Wenn Ihr Bekannter nicht gerade auf die „Bismarck" getippt hat, kommen Sie zu einem billigen „Kater". Beide Schiffe gehörten der gleichen Klasse an und waren die größten Kriegsschiffe.*

**Söldner halten den Fortschritt auch nicht auf**

Aufmerksam verfolgt unsere Stube seit langem die Befreiungskämpfe in den afrikanischen Ländern, die noch von Portugal beherrscht werden. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, so bitten wir Sie, uns die Stärke der portugiesischen Truppen in diesen Gebieten mitzuteilen.
Unteroffizier Geraldsen, Karpin

*Die portugiesischen Kolonialisten haben in Angola und in*



*Moçambique je 40000 bis 60000 Mann und in „Portugiesisch"-Guinea 25000 bis 35000 Mann stehen.*

**Sie sind doch der Liebe wert**

„Sind Längerdienende nicht der Liebe wert?" fragten wir im Postsack 11/70. Herr Blau berichtete von seinem Sohn, der als Soldat auf Zeit bei den Grenztruppen dient. Ein Mädchen trennte sich von ihm, weil sie nicht $2^1/_2$ Jahre warten könne und ihre Freizeit nicht sinnlos vertrödeln wolle. Hier einige Stimmen unserer Leser.

Diesem Mädel soll man nicht nachlaufen. Es hat keinen Zweck, denn sie hat – obwohl schon 21 Jahre – noch nicht begriffen, was es heißt, Soldat zu sein. Mein Freund ist bei der Handelsmarine und kommt jährlich nur 2- bis 3mal nach Hause. Doch wir haben großes Vertrauen zueinander, und ich habe auch Verständnis für seinen Beruf. Deshalb brauche ich aber noch lange nicht das „Mauerblümchen" zu spielen.
Elke Karliczek, Weißenfels

Vielleicht war die Trennung doch das beste. Wer weiß, welche Komplikationen später bei einer evtl. Ehe eingetreten wären, wenn der Mann berufsbedingt längere Zeit außer Haus gewesen wäre.
Unteroffizier Kleimchen, Gera

Wie kann ein Mädchen nur so zu den Soldaten sein? Ich habe meinen Gatten während seines Ehrendienstes in der NVA kennengelernt. Er hatte sich für 3 Jahre verpflichtet, und nun warte ich auch schon $2^1/_2$ Jahre auf ihn. Wir haben während der Armeezeit die Ehe geschlossen und sind beide sehr glücklich.
Brigitte Dienel, Hohwald

Unsere Grenzer verdienen große Hochachtung. Sie versehen einen schweren, entbehrungsreichen Dienst für unser aller Wohl. Deshalb sollte man ihnen auch jederzeit moralische Unterstützung geben und treu sein.
Leutnant Gabriel, Erfurt

Ich behaupte, daß es nur wenige Mädchen gibt, die so denken. Ich wäre stolz, einen Menschen zu lieben, der die Uniform unserer Volksarmee trägt. Wenn er als einer der besten Soldaten zur Offiziersschule delegiert wird, würde ich ihn in seinem Entschluß sogar bestärken.
Angelika Kraft, Dresden

Du meine Güte, weiß das Mädel wirklich nichts mit seiner Freizeit anzufangen?
Unterfeldwebel Carlommer, Karpin

**Kuchen-Attacke**

Beim Manöver „Waffenbrüderschaft" hatten Soldaten der NVA bei Freest, einem Fischerdorf an der Peenemündung, ihr Zeltlager aufgeschlagen. Gertrud Lenz, Vorsitzende der DFD-Ortsgruppe und Frau des Bürgermeisters, hatte einen guten Einfall, der auch zündete. Frauen des DFD klopften an fast jede Haustür und baten die Einwohner, für die Soldaten Kuchen zu backen. Den Erfolg sah keiner voraus: 200 Kuchen wurden gebacken! 70 Kuchen kamen noch aus dem Nachbarort Kröslin. Eine zehnköpfige Frauendelegation rollte mit zwei Geländewagen auf den Appellplatz, hinter ihr ein großer Dreiachser, beladen mit Riesenbergen leckerer Kuchen. Bei den mot. Schützen gab es nur ein Staunen, und nicht viel später zeigten alle einen guten Appetit.
Horst Frank, Wolgast



Vignetten: Klaus Arndt

**AR-Markt**

Suche:

Hefte 3–7/1970, Walter Schuster, 6575 Pausa, Bahnhofstraße 43.
Heft 5–9/1969, Wolf-Peter Ofiava, 7271 Werbelin/Delitzsch, Nr. 1.
Heft 6/1966; 2/1967; 11/1968; 1, 2, 7/1969, Herbert Rußbild, 1035 Berlin, Kinzingstr. 32.
Hefte 10 und 12/1969, 1–6/1970. Biete 1–3/1969 oder auch vorherige Ausgaben. Bernhard Zirtz, 3018 Magdeburg, Lübecker Str. 46.

Biete:

Jahrgänge 1965–1969 gegen „Magazin"-Jahrgänge 1965–1969. Horst Rothe, 7022 Leipzig, Jägerstr. 5.
Jahrgänge 1966–1968, kostenlos. Stephan Lack, 1554 Ketzin, Karl-Marx-Str. 6.
Jahrgänge ab 1962 gegen Ansichtskarten. Adolf Liutkus, 232 Grimmen, Carl-von Ossietzky-Str. 8.
Jahrgänge 1967–1970 gegen „Eulenspiegel" 1960–1968, auch Einzelhefte. Hans Euler, 351 Tangerhütte, Leninstr. 33.
1–4, 7, 8, 10/1964; 1, 2, 9–12/1965; 1–3, 12/1966; 10, 11/1967; 2–6, 8–12/1968; 1–6, 8–11/1969. Klaus Ulbrich, 1532 Kleinmachnow, Blachfeld 14.
Jahrgänge 1965 bis 1969, suche Münzen aller Art (aber nicht Bedingung). Alexander Buschner, 1116 Karow, Liebenstr. 8.




404 S., 9,50 Mark




**Walter Flegel: „Der Regimentskommandeur“. 1971**

Hier ist dem Autor etwas gelungen. Das kann man ihm getrost bestätigen. Die Literatur über unsere Armee zeichnete sich bislang nicht durch besondere Nachhaltigkeit aus. Trotz vielfältiger und lobenswerter Versuche. Und nun Flegels Roman. Ein Fortschritt. Unbedingt.
Da kommt also Major Harkus zurück in sein altes Regiment, das er vor vier Jahren verließ. Dazwischen liegt Dresden. Akademie. Dazwischen liegen Veränderungen, und er hat erfahren, daß nicht alles zum besten bestellt ist. Obwohl positive Ergebnisse vorliegen. Und nun ist Harkus Kommandeur.
Major Harkus ist nicht neu. Aber er beginnt neu. Er verläßt sich nicht auf Erfahrungen, die andere gemacht haben. Er verläßt sich nicht auf Gewohnheiten, die genügsame Routine eingeschliffen haben. Harkus stellt in Zweifel, sucht von neuesten Erkenntnissen ausgehend neue Maßstäbe. Seine Maßnahmen, die er trifft, sind einschneidend. Das verspüren alle Angehörigen des Regiments am eigenen Leib, das empfinden die Frauen in der Siedlung. Der Neue macht Wind. Der Neue bringt Unruhe (fordert Opfer, die eben, real gesehen, keine sind). Der Neue ist schwierig, nicht zufrieden. Und: Der Neue macht Fehler. Freilich, wer so loslegt und allein, auch in bester Absicht, hat den ersten und entscheidenden Fehler schon gemacht. Nur ist ein Regiment kein Labor, in dem man herumexperimentieren kann.
Ich meine, der Autor packt für Soldaten heiße Probleme an, hier wird ausgesprochen was ist, ob es schmeckt oder nicht. Er formuliert im Grunde alte Fragen neu, stellt sie erstmals in den Mittelpunkt. Dadurch erreicht das Buch Breite und Tiefe, die Armee ist nicht mehr besonderes Terrain der Gesellschaft: Hier werden allgemeingültige Probleme aus spezifischer Sicht behandelt. Und die Bedeutung dieses Romans liegt nicht so sehr in der literarischen Lösung, es wird dann doch etwas illustriert und vereinfacht. Es geht auch nicht um literarische Lösungen. Das Buch macht es Major Harkus nach: Es bringt Unruhe, und es zwingt, alte Maßstäbe zu überprüfen.

*Claus*

---

40 Blatt, 36 Bilder, Format 22,5 × 23,5 cm, 3,– Mark




**Kalender Film und Fernsehen 1971 Henschelverlag**

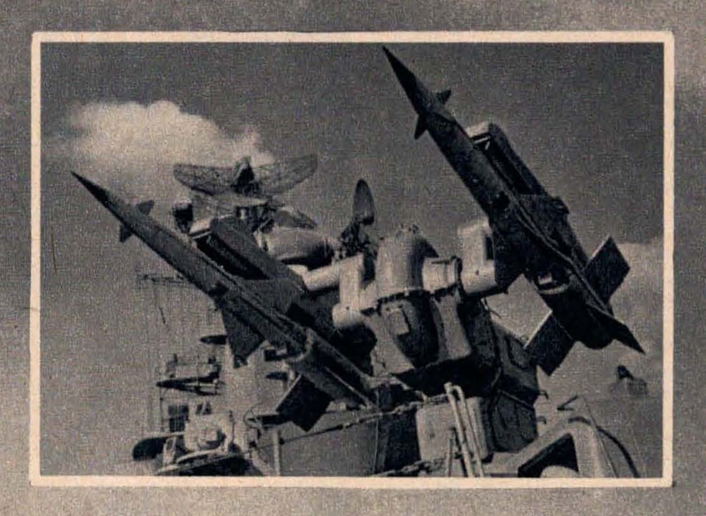
Dies ist ein Kalender, der bei Jung und Alt großen Zuspruch finden wird.
In Bild und Text werden die bedeutenden Film- und Fernsehproduktionen unserer Republik vorgestellt, ebenso die wichtigsten Filme aus aller Welt, die in unseren Filmtheatern laufen. Ganzseitige Porträtfotos von Film- und Fernsehkünstlern bereichern den Bildteil. Die Vielseitigkeit des Kalenders spiegelt sich auch in den Rückseitentexten wider, die Berichte, Interviews, Kritiken und feuilletonistische Betrachtungen bringen. Ein kulturpolitisches Kalendarium ergänzt die Jahreschronologie.

**Weit im Westen (SU)**

Diese spannende, abenteuerliche und beinahe unglaubwürdige Geschichte hat sich tatsächlich zugetragen, im Frühjahr 1944, auf einer Insel vor der französischen Atlantikküste. Hier ließ die faschistische deutsche Generalität durch Tausende Kriegsgefangene verschiedener Nationen in fieberhafter Tag- und Nachtarbeit Festungsanlagen bauen, von denen sie nicht mehr als ein Wunder erwartete. Die Insel sollte ein Teil des Atlantikwalls werden. Fertigstellung der Insel-Befestigungen in zehn Tagen, so lautete die Weisung.
Diese zehn Tage nun sind der eigentliche Hintergrund für die Handlung des sowjetischen 70-mm-Filmes. In dieser Zeit überschlagen sich die Ereignisse. Während das faschistische Oberkommando das Tempo der Bauarbeiten immer mehr forciert, bereitet sich unter der Oberfläche ein Aufstand der Kriegsgefangenen vor. Sie wissen, daß sie den Abschluß der Arbeiten nicht überleben sollen. In einer gemeinsamen Aktion mit Patrioten der französischen Resistance gelingt es ihnen, die Insel zu besetzen. Zweimal können unter der Führung eines erfahrenen sowjetischen Kommandeurs die Angriffe deutscher Landungseinheiten abgewehrt werden. Doch ohne Hilfe von außen ist die Insel nicht zu halten. Als daher der Hilferuf an das Alliierte Oberkommando unerhört bleibt, verlassen die Kämpfer auf Fischerbooten die Insel, um an Land den gemeinsamen Kampf fortzusetzen.

*J.*





**Fla-Raketenkomplex auf Überwasserschiffen. Die Zuführung und der Start der Raketen erfolgen automatisch.**

Als Kinder der wissenschaftlich-technischen Revolution sind die Raketenwaffen der modernen Kriegsschiffe nicht vergleichbar mit jenen einfachen Brand- und Sprengraketen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Und wer sagt, es sei auch hier alles schon einmal dagewesen, der hat nur bedingt recht. Natürlich, der englische Offizier Sir William Congreve, wie später auch die russischen Pioniere des militärischen Raketenwesens, Schilder und Konstantinow, haben sich um die Raketenbewaffnung der Flotte sehr verdient gemacht. Die unzulänglichen taktischen Eigenschaften der damaligen Schiffsartillerie gaben der lange vergessenen Rakete wieder ihren Platz und ihre Bedeutung zurück. Es konnten entsprechend des Standes der Technik aber nur Raketen sein, die sich von ihren indischen und chinesischen Ahnen wenig unterschieden, einfache Pulverraketen geringer Reichweite. 1804 entwickelte Congreve unter Ausnutzung vorliegender Erfahrungen eine 14,5 kg schwere ungelenkte Rakete, die bei 91,6 mm Kaliber eine Länge von 924 mm hatte. Die maritime Verwendung dieser Artilleriewaffe lag auf der Hand, denn die Erprobungen an Land ergaben, daß eine solche Rakete die gleiche Wirkung erzielte wie ein Schrappnell des damals schwersten Schiffsgeschützes. Noch ein weiterer

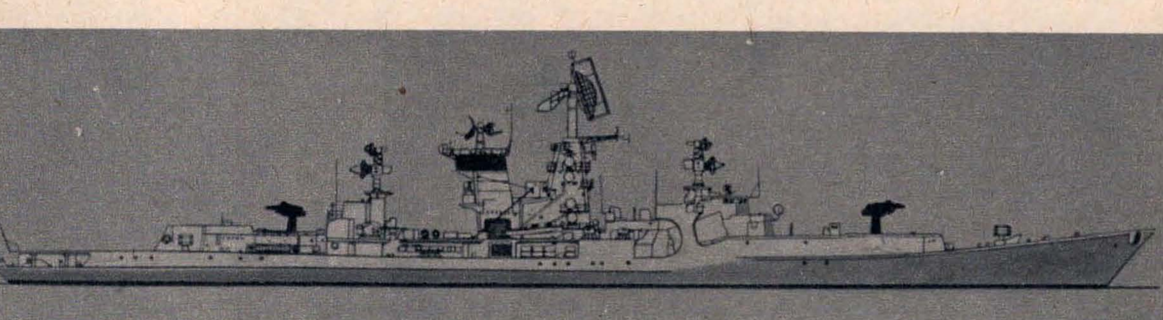
**Sie veränderten die Architektur der Kriegsschiffe, sie stürzten den König Panzerturm, sie bilden völlig neue Waffensysteme – die**

# Schiffsraketen

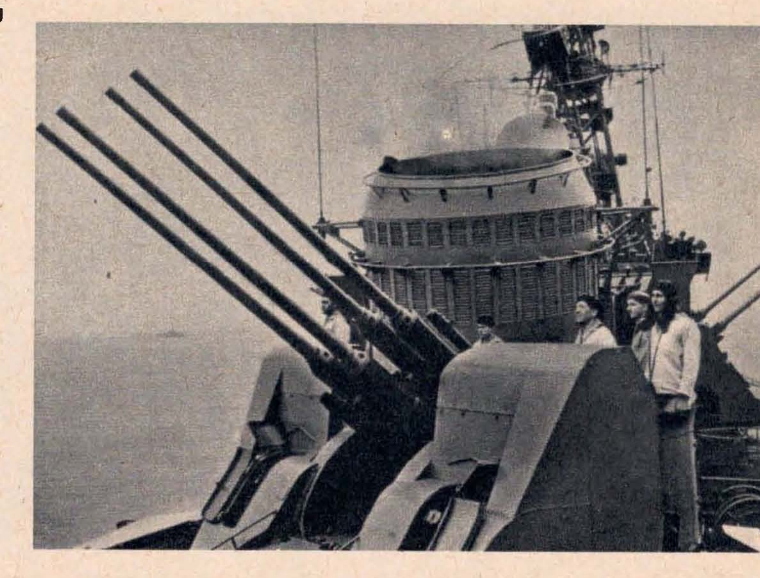
## ALLER KLASSEN

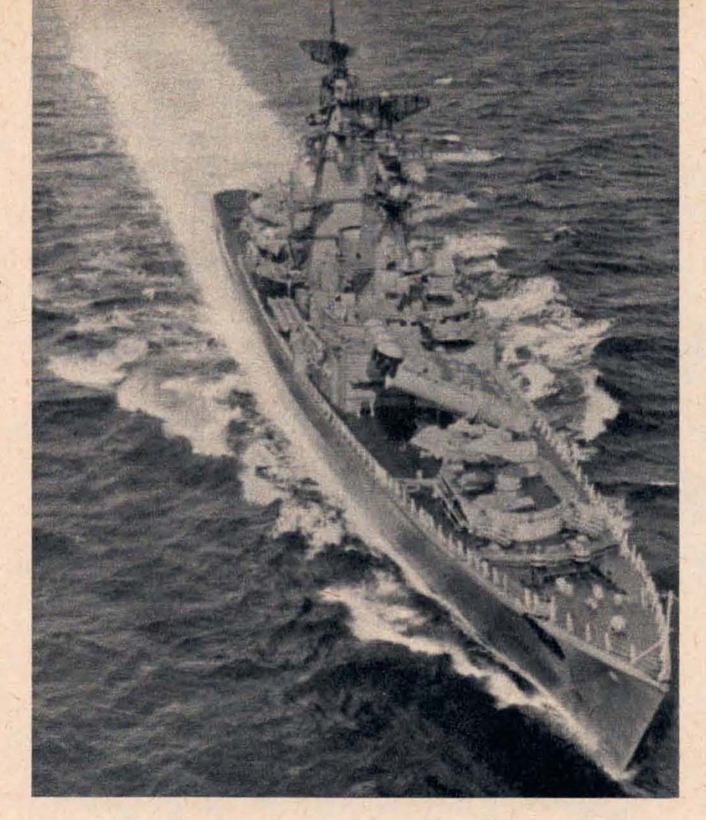
Vorteil der Rakete, der bis zum heutigen Tage entscheidende Bedeutung behielt, trat zutage: Die Masse der sehr einfachen Startvorrichtung war weitaus geringer als die der vergleichbaren Schiffsgeschütze. Vor mehr als 150 Jahren wurde also schon bewiesen, daß kleine und leichtgebaute Schiffe, die mit Raketen bestückt waren, eine höhere Feuerkraft erreichten als weitaus größere und mit vielen Kanonen ausgerüstete Einheiten. So erzielten die ersten englischen Raketenschiffe mit 21 Startschienen an einer Bordseite die gleiche Wirkung beim Beschuß von Küstenbefestigungen wie ein mit 74 Kanonen bewaffnetes Linienschiff oder eine Fregatte. Von diesen ersten leichten Raketenbooten bis zum heutigen Raketenschnellboot läßt sich vom Einsatzprinzip her eine Brücke schlagen. Eine Zwischenstufe bildeten die sowjetischen Kanonenboote des zweiten Weltkrieges, die Geschoßwerfer an Bord hatten. Ungelenkte Raketen haben auch heute noch einen festen Platz an Bord der Kriegsschiffe, z. B. Geschoßwerfer auf Landungsschiffen, reaktive Wasserbombenwerfer, ungelenkte Raketen zur Nahverteidigung

bzw. zur Abwehr von gegnerischen Fahrzeugen auf geringe Distanz.
Doch erst das Zeitalter der technischen Revolution schuf die Möglichkeit, gelenkte Raketen zu entwickeln, die eine außerordentlich hohe Treffwahrscheinlichkeit haben. Waren z. B. noch im zweiten Weltkrieg etwa 600 Granaten erforderlich, um eine Schiffseinheit von 2500 ts Wasserverdrängung zu vernichten, so zeigt das Beispiel der Versenkung des israelischen Zerstörers „Elath", 2530 ts, daß eine einzige Raketensalve von einem kleinen Raketenschnellboot genügte, das Schiff in den Grund zu bohren.
Bereits in den fünfziger Jahren begann im internationalen Kriegsschiffsbau die Umrüstung auf moderne Raketenbewaffnung. Zunächst bestückte man die herkömmlichen Kreuzer und Großzerstörer mit Fla-Raketenkomplexen, ohne einen neuen Schiffstyp zu schaffen. Bald aber befuhren echte Raketenschiffe, die sowohl Luft- als auch Seeziele mit Raketen bekämpfen konnten, die Meere – und zwar waren das sowjetische Einheiten. Es waren die ersten in Dienst gestellten sowjetischen Raketenschnellboote und die erste Generation von Raketenkreuzern. Die Bauphase der herkömmlichen Kreuzer war zu Ende. Das in Form und Größe neue Kampfschiff betrat die Seebühne, das anstelle der masse- und platzaufwendigen Zwillings- oder Drillingstürme Raketenstarter und vollautomatische Artillerie mittleren Kalibers trägt, und dessen Mast von einer Vielzahl elektronischer Antennenarten geziert wird.
Wenn wir heute von Raketenkomplexen oder -systemen auf Kriegsschiffen sprechen, so verstehen wir darunter im allgemeinen alle Geräte und Einrichtungen, die für den effektiven Einsatz von Raketen notwendig sind, d. h. die eigentliche Rakete als Träger der Kampfladung, die technischen Anlagen für ihre Lagerung und Zuführung zur Startrampe, die Startrampen sowie die Waffenleitsysteme. Gleichzeitig unterscheiden wir die Raketensysteme nach ihren charakteristischen Besonderheiten, z. B. nach der Art des zu bekämpfenden Ziels. Die wichtigsten Arten der Schiffsraketen werden demnach unterteilt in „Schiff-Schiff"-, „Schiff-Luft"- und „Unter-

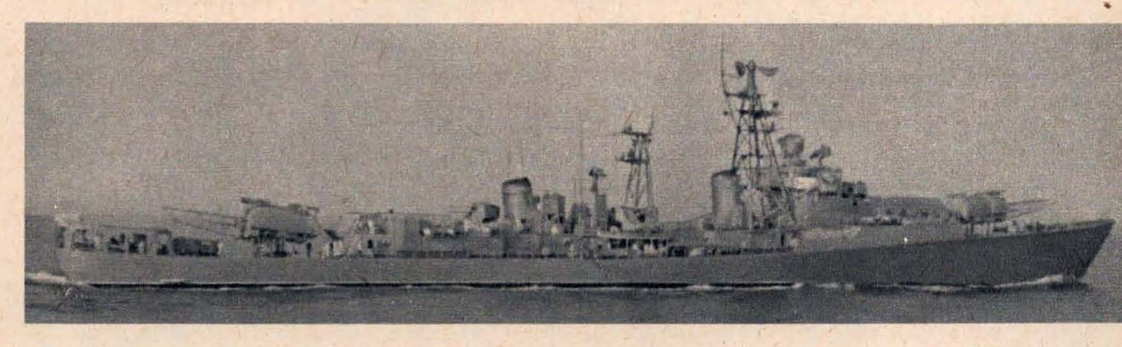


**Raketenkreuzer der „Dritten Generation", die Weiterentwicklung der „Warjag"-Klasse (Zeichnung links oben). Die Starter für die Seezielraketen befinden sich beiderseits der vorderen Aufbauten. Am Vor- und Achterschiff stehen die Fla-Raketenstartrampen. Leichte und mittlere automatische Artilleriewaffen ergänzen die Raketenbestückung. Bild oben zeigt die „Warjag" beim Gefechtsdienst mit „Breitseite". Darunter der als Raketenträger umgebaute Zerstörertyp „Plamenny" (siehe auch Typenblatt). Bild unten: Gegen Luft- und leichte Seeziele werden Universalgeschütze in Mehrfachlafette eingesetzt.**





pro Minute bei Mehrfachstartern erreicht.
Überwasserschiffe werden in erster Linie mit Flügelraketen bekämpft. Flügelraketen weisen eine höhenmäßig variable und in allen Phasen lenkbare Flugbahn auf. Dem Aussehen nach kann man sie mit einem kleineren Jagdflugzeug mit Strahltriebwerk vergleichen. Gelenkt werden sie größtenteils über Zielsuchlenkung, bei der der Korrekturprozeß der Flugbahn erst beginnt, wenn die Rakete selbst Kontakt mit dem Ziel hat.
Ballistische Raketen gehören zur Bewaffnung moderner Unterwasser- und Überwasserschiffe. Die ballistische Rakete ist aber nur während des aktiven Fluges lenkbar. Es ist also wichtig, während dieser Phase die Rakete so auszurichten, daß sie in der passiven Flugphase mit möglichst großer Genauigkeit dem vorgegebenen

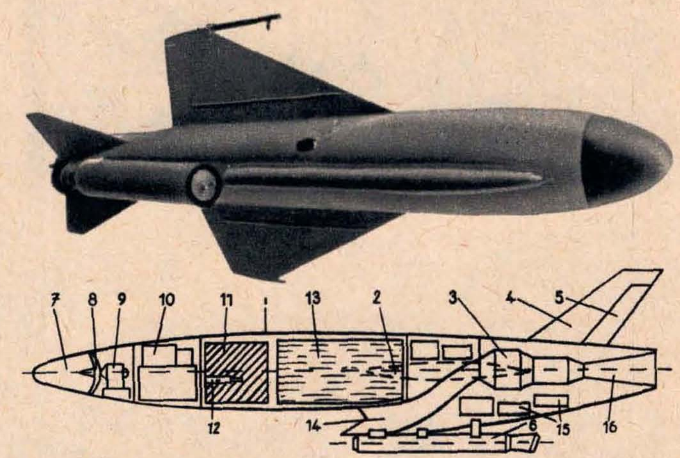


wasser-Boden"-Raketen. Bei der Entwicklung von Raketensystemen der genannten Arten haben die sowjetischen Raketenspezialisten der Tatsache Rechnung getragen, daß es für die Vielzahl der auf den See- und Kriegsschauplätzen zu bekämpfenden Ziele nach dem heutigen Stand der Seetechnik keine Universalrakete geben kann. Nicht jede Rakete ist für alle Einsatzorte gleichermaßen wirkungsvoll und mit hoher Effektivität einsetzbar.
Moderne Fla-Raketensysteme werden von Kriegsschiffen ebenso wie die landgestützten Waffensysteme gleichen Typs gestartet. Jedoch werden an die Startrampen an Bord der Schiffe besondere Anforderungen gestellt, da sich ein Schiff auf See in ständiger Bewegung befindet. Deshalb sind die Startrampen stabilisiert. Das gesamte Raketensystem ist weitgehend automatisiert, so daß selbst die Gefechtsköpfe entsprechend des zu bekämpfenden Ziels selbständig ausgesucht und montiert werden.
So werden Feuergeschwindigkeiten von zwei bis drei Salven

Ziel entgegenfliegt.
Trotz der massiven Raketenbewaffnung der großen Überwasserschiffe wird nicht auf die Rohrartillerie verzichtet.
Moderne Universalgeschütze – meist in Zwillings- und Vierlingslafetten – ergänzen die Raketensysteme. Vor allem im Gefecht auf geringe Entfernungen sind sie unerläßlicher Bestandteil der modernen Schiffsbewaffnung.
Die Seekriegsflotte der Sowjetunion verfügt über Raketenschnellboote verschiedener Bauart (hinsichtlich der Raketen-



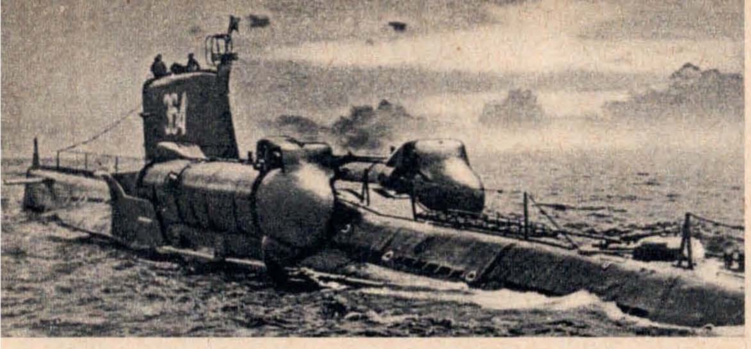

Am 21. Oktober 1967 liefen die „Elath", Israels größtes Kriegsschiff, und ein weiterer Zerstörer mit Westkurs aus. Um $06^{00}$ Uhr wurden sie bereits geortet. Mittags näherten sie sich den Hoheitsgewässern der VAR. Nach einigen Manövern drangen sie gegen $17^{00}$ Uhr in die Zwölfmeilenzone ein. Die Strafe folgte auf dem Fuße: Die „Blitze des Meeres", wie die VAR-Matrosen ihre RS-Boote nennen, schlugen zu. Mit der ersten Salve wurde die „Elath" in den Grund gebohrt. $19^{15}$ Uhr drang der zweite Zerstörer in die VAR-Hoheitsgewässer ein. Er wurde durch Raketentreffer beschädigt und drehte ab.



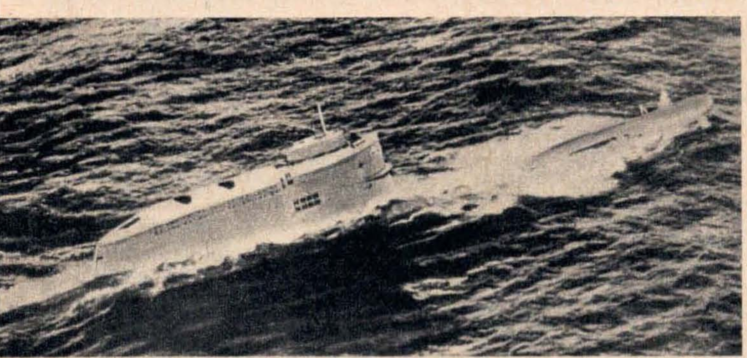

**Flügelrakete in Gesamtansicht und als Prinzipskizze:**
**1 Flugkörper, 2 Flügel, 3 turboreaktives Marschtriebwerk, 4 Kiel, 5 Seitenruder, 6 Starttriebwerk, 7 funkwellendurchlässige Schutzhaube, 8 Antenne der Zielsuchlenkanlage, 9 Selbstsuchlenkanlage, 10 Sender der Zielsuchlenkanlage, 11 Gefechtsteil, 12 Zünder, 13 Brennstoffbehälter, 14 Lufteintritt für Marschtriebwerk, 15 Hilfsanlagen für Marschtriebwerk, 16 Düse des Marschtriebwerks.**

Zeichnung: Swoboda

**Raketenschnellboote der Sowjetischen Seekriegsflotte in Angriffsformation.**



**Sowjetische Raketen-U-Boote; Bild oben zeigt ein umgerüstetes Ozean-U-Boot mit Überwasserstartanlagen für Schiffsraketen. Im Bild unten taucht ein U-Boot mit senkrechten Startschächten für den Unterwasserstart der Raketen auf. Unten: Schematische Darstellung des Unterwasserstarts von Raketen.**



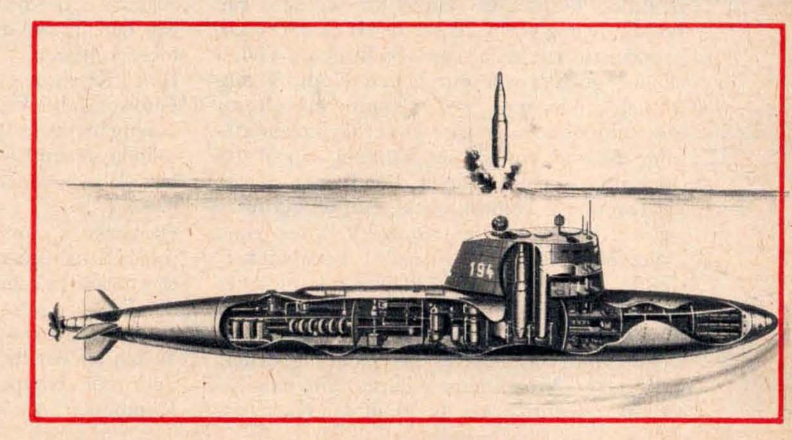
bewaffnung), über Luft- und U-Abwehrfregatten, über Raketenzerstörer mehrerer Typen und über die seit Jahren bekannten Kreuzer vom Typ „Warjag". Seit Mitte der sechziger Jahre befährt ein neuer sowjetischer Raketenträger die Weltmeere, der in seinen vielseitigen Einsatzmöglichkeiten bisher von noch keinem anderen Kampfschiff seiner Größenordnung erreicht wurde. Seine Ausrüstung und Bewaffnung besteht aus „Schiff-Schiff"-Raketen, die sich beiderseits der vorderen Aufbauten befinden sowie aus Fla-Raketenkomplexen und Universalgeschützen.

Dieses Schiff ist die konsequente Fortsetzung des Weges der sowjetischen Schiffskonstrukteure, Einheiten zu schaffen, die fern ihrer Basen – in den Weltmeeren – eigenständig als operative Gruppierung handeln können.

Seit dem Aufkommen der sowjetischen Raketenschiffe vor etwa 10 Jahren veränderte sich zusehends das Kräfteverhältnis auf den Meeren.

Die sowjetische Seekriegsflotte ist die jüngste Seestreitmacht (nach dem Schiffsbestand neuer Bauart gemessen) und die modernste in Konstruktion und Bewaffnung unserer Tage. Flottenadmiral Gorschkow bezeichnete sie als einen offensiven, auf Ferneinsätze ausgerichteten Teil der sowjetischen Streitkräfte, als ein Mittel, das den Verlauf des bewaffneten Kampfes auf Kriegsschauplätzen gewaltiger Ausdehnung entscheidend beeinflussen kann.

*Fregattenkapitän*
*Ing. K. H. Sirrenberg*



**Erhard Dix**

# Der Todeswinkel

Der D-Zug Erfurt–Berlin verließ pünktlich den Bahnhof. Die Diesellok zog kräftig an, und schon nach wenigen Minuten hatte der Zug freie Strecke erreicht.
Gut, daß es beim Schießen noch geklappt hat bei mir, dachte ich. Einen Tag eher in den Kurzurlaub fahren zu dürfen, das ist schon ein Plus. Morgen würde der Zug knallvoll sein – und ehe man dann bei der Mitropa eine Flasche Radeberger Export buchstäblich erstanden hat... na ja.
Ich lehnte mich bequem in meine Fensterecke zurück. Außer mir saß nur noch eine ältere Dame im Abteil. Sie hatte sich an das Kreuzworträtsel der Wochenpost gewagt und trommelte nachdenklich mit dem Kugelschreiber auf dem Klapptischchen.
Hoffentlich fragt sie mich nicht nach einem französischen Chemiker des 18. Jahrhunderts mit sechs Buchstaben und so. Nicht daß ich etwas gegen die Chemie hätte, ganz im Gegenteil, aber die Fahrt bis nach Hause verträumt man gern ein bißchen. Voraus träumt man da – und das hat meist einen weiblichen Vornamen, was da im Traum eine Rolle spielt – und zurück denkt man...
Draußen begann es dunkel zu werden. Ein Wäldchen zog vorbei, einzelne Häuser. Das sah beinahe aus wie bei uns im Abschnitt am Todeswinkel, ging es mir durch den Kopf. Todeswinkel... Irgend jemand tauft im Grenzabschnitt diese oder jene Ecke: da haben einzelne Bäume, ein kleiner Tümpel, ein Waldstück ihre eigenen Namen. Wenn man neu in die Kompanie kommt, guckt man oft verdutzt, wenn jemand von der „Honigecke", von einer „Wurzelbürste" oder vom „Todeswinkel" spricht. Aber du merkst bald, was es mit solchen Namen für eine Bewandtnis hat. Todeswinkel. Eine Wegegabelung, an ihrer Spitze Wald, ein Gehöft und eine unserer Beobachtungsstellen, gut getarnt. Nichts deutete darauf hin, daß dieser Geländepunkt, der auch auf der Karte unscheinbar aussieht, einen solchen dramatischen Namen trägt. Er regt die Phantasie zu Schreckensbildern an. Wenn ich ehrlich bin – in den ersten Tagen in der Kompanie spukten in meinem Kopf noch recht abenteuerliche Vorstellungen über die Grenze herum. Heute ist das schon anders.
Fast zähle ich mich zu den alten Hasen... zwölf Wochen, ja genau zwölf Wochen sind seit meinem ersten Grenzdienst, Schicht sagen wir, vergangen. Gewiß, eine verdammt kurze Zeit, aber immerhin... Jeder hat schon mal Geschichten gelesen, von atemberaubenden Verfolgungsjagden an der Grenze und so. Na gut, lassen wir das. Die Wirklichkeit ist anders. Unromantischer, aber nicht unromatisch. Es ist ein besonderes Gefühl, wenn du mit deiner MPi dort stehst, ganz vorn – alle, die du kennst und an die du denkst, hinter dir... Es ist nicht einfach, über dieses Gefühl etwas Genaues zu sagen. Ich glaube, man muß es selbst erlebt haben...
Mein erster Postengang begann an einem trüben Sonntagmorgen. Mein Postenführer war an diesem Tag Feldwebel Hoppe. Als der Frühdunst sich löste und die Sicht klar wurde, bezogen wir die Beobachtungsstellung. Die Erde war feucht, und mich fröstelte, obwohl der Tag nicht kalt war.
Eine Kirchturmuhr schlug siebenmal. Der Feldwebel blickte auf seine Armbanduhr und murmelte etwas vor sich hin. Es konnte ebenso „schon sieben" wie „erst sieben" bedeutet haben. Wir beobachteten das Leben jenseits der Grenze.
Da zuckelte einsam ein Pferdewagen, beladen mit Milchkannen, zur Rampe im Dorf. Hinter uns tuckerten schon seit langem Traktoren über die Felder. Ganz hoch oben schwammen zerzauste Wolken am noch frühblauen Himmel. Welch ein friedliches Bild...
Feldwebel Hoppe war schon seit Jahren in der Kompanie. Als wir Neuen ihm damals als

Gruppe zugeteilt wurden, sagte der Kompaniechef: „Euer Gruppenführer ist der beste der Kompanie, bei ihm werdet ihr schnell zu richtigen Grenzern werden. Also strengt euch an ...!“
Als alle schwiegen und nur den Feldwebel anstarrten, brüllte ich als einziger: „Jawohl, Genosse Hauptmann!“
Ich mußte ziemlich laut gebrüllt haben. Aber Feldwebel Hoppe fand das wohl normal. Jedenfalls ging ich als erster mit ihm an die Grenze.
„Wir beziehen die B-Stelle am Todeswinkel“, hatte er nur gesagt, als wir vom LO geklettert waren und am Rande des Weges entlang zur Waldspitze gingen.
Inzwischen war es neun Uhr geworden. Ich starrte angestrengt durch das Fernglas. Der Milchwagen war fortgezogen. Das einzige, was ich sah, waren hier und dort ein paar Rauchfahnen, die sich aus den Schornsteinen des Dorfes drüben kräuselten und vom frischen Morgenwind zu uns herübergetrieben wurden.
„Genosse Feldwebel“, fragte ich leise, „warum nennt man diese Ecke hier eigentlich den Todeswinkel? Das sieht doch alles so friedlich aus.“
Feldwebel Hoppe fischte sich eine Zigarette aus der Tasche des Kampfanzuges. Dann legte er mir die Hand auf den Arm.
„Beobachten Sie genau die Schneise am Bahnwärterhäuschen!“
Er machte eine kleine Pause.
„Erkannt?“
„Erkannt“, antwortete ich.
„Gut, wenn Sie etwas feststellen, geben Sie mir ein Zeichen.“
Na schön, dachte ich, auch eine Antwort auf meine Frage. Aber ich hatte mich getäuscht. Er machte einen tiefen Zug aus seiner Zigarette und blies den Rauch durch die gespitzten Lippen.



„Warum diese Ecke Todeswinkel heißt?" fragte er dann zurück. „Ist eigentlich eine ganz einfache Geschichte. Ich war damals so jung an der Grenze wie ihr jetzt. Ich war mit dem Stabsgefreiten Schneider, einem alten Fuchs, auf Streife."
Er zog wieder an der Zigarette und lächelte vor sich hin.
„Besonders rühmlich habe ich mich dabei nicht benommen..."
Feldwebel Hoppe drückte sorgfältig seine Zigarette an der Grabenböschung aus, ließ sie zu Boden fallen und scharrte mit der Stiefelspitze ein kleines Häufchen Erde darüber. Dann erzählte er weiter:
„Der Schneider ist, glaube ich, heute Ingenieur in der Chemie... Jedenfalls war damals hier im Abschnitt lange nichts los gewesen. Und da geht man dann zum Grenzdienst mit solchen Gedanken wie: Na ja, wir werden die Zeit schon 'rumkriegen...
Aber an dem Tag mit Schneider tauchte plötzlich ein Mann auf – er war gar nicht zu verfehlen, zwanzig Schritt vor uns, und wir in seinem Rücken. Schneider rief ihn sofort an: ‚Halt! Stehenbleiben! Grenzposten!' Aber der dachte nicht daran, stehenzubleiben. Er raste los wie ein Wilder und versuchte in das Dickicht, links von ihm, einzudringen. Aber das gelang ihm nicht, der niedere Bestand ist dort mächtig verfilzt. Ich zeig' Ihnen dann noch die Stelle, wo das damals war.
Schneider rief mir zu: ‚Los, Hoppe, Warnschuß! Ich schneid' ihm den Weg zur Grenze ab!'"
Feldwebel Hoppe legte seine MPi vor sich besser zurecht, so, als würde er sie im nächsten Augenblick gebrauchen müssen. Dann sprach er weiter:
„Den Warnschuß hatte ich bald 'raus – nur hätte ich um ein Haar verpaßt, die MPi auf Einzelfeuer zu stellen. Als es knallte, brüllte der Mann: ‚Nicht schießen! Ich bin doch Invalide!' Schneider war inzwischen schon vierzig, fünfzig Meter seitlich weg. Ich sah ihn schemenhaft zwischen den Bäumen dahinhasten. Da blieb der Mann plötzlich stehen und hob einen Arm, und obwohl ich nur den einen Arm oben gesehen habe, ging ich auf ihn zu..."
Wieder schwieg der Feldwebel, diesmal nachdenklich. Dann sagte er nur noch: „Und Schneider schoß!"
Ich fragte aufgeregt: „Der Kerl hatte also eine Waffe?"
Hoppe antwortete: „Hatte er! eine FN, belgisches Fabrikat. Und er hätte auch geschossen, wenn Schneider nicht... Der war wütend auf mich und knurrte mich an. Ja, und dann hat er das vom Todeswinkel gesagt, daß diese Ecke hier für mich hätte der Todeswinkel sein können. Der Grenzverletzer war tatsächlich einarmig. Aber in seiner Armprothese steckten einige nette Sachen, Papiere, Geld, Fotoapparat und so..."
Wir schwiegen.
Dann fragte ich, was ich schon eine ganze Weile fragen wollte. „War der Mann...?" „Nein", sagte Hoppe, „Oberschenkeldurchschuß, wir haben ihn verbunden..."
Nachdenklich beobachtete ich weiter in der befohlenen Richtung. Eine halbe Stunde später hielt ein Bus, drüben, am Bahnwärterhäuschen. Eine Schulklasse, zehn-, elfjährige Buben und Mädchen kletterten heraus. Ein Mann mit einer weißen Mütze führte sie an die Grenze heran.
„Haben Sie Kinder?" fragte mich Hoppe. Und als ich verneinte, sagte er: „Meine Tochter ist so alt wie die da drüben", und er fügte hinzu: „Sie ist Gruppenratsvorsitzende..." Der Mann mit der weißen Mütze begann den Kindern etwas zu erklären. Er wies mit dem Arm zu uns herüber.
„Jetzt erzählt er ihnen womöglich die Story von dem armen Invaliden, der zu seiner Schwester nach Leipzig oder sonst wohin wollte. Von dem armen Invaliden, den die ostdeutschen Grenzer hinterrücks totgeschossen haben. So vergiften sie die Herzen der Kinder. Und die Kinder werden ihm glauben, sie werden Haß und Empörung empfinden gegen uns, und Mitleid werden sie haben mit dem Verbrecher, der zum Mord bereit war..."
Hoppe spuckte wütend über die Grabenböschung. „Drüben haben sie damals ein Holzkreuz errichtet. Und an den Sonntagen kamen Leute zu diesem Kreuz, das keinen Toten ehrte, und legten Blumen davor und drohten mit den Fäusten zu uns herüber. Als dann drüben die Ortsansässigen von unserer Seite über den wahren Sachverhalt aufgeklärt worden waren, verschwand das Kreuz über Nacht. Aber die Drahtzieher da drüben hielt das nicht ab, in Bussen Ortsfremde herzubringen, ihnen das Märchen von dem armen abgeschossenen Invaliden aufzutischen und die Leute so mit Antikommunismus zu impfen."
Ich war sehr nachdenklich geworden bei meinem ersten Gang an die Grenze. Für mich stand fest, daß ich die Augen offenhalten würde. Ruhe an der Grenze täuscht oft, es ist eine trügerische Ruhe. Denn Ruhe und Frieden – das ist von denen, die dort drüben den Feldzug gegen uns organisieren, nicht zu erwarten...
Die Bremsen des Zuges begannen zu quietschen. Halle, Hauptbahnhof! Als ich ausstieg, sagte die Dame mit dem Kreuzworträtsel:
„Schönen Urlaub auch!"
Ich steckte den Kopf noch einmal durch die Abteiltür:
„Besten Dank!"



Werner Karnstedt

# Vietnam ist nah

*Vieltausend Kilometer*
*ist Vietnam entfernt,*
*vieltausend Kilometer,*
*die kämpfenden Genossen.*
*Ich stehe an der Grenze,*
*seh' Fichtenweiten wogen.*
*Fern sind die Dschungelwälder –*
*doch Vietnam ist nah!*

*Fern sind die Napalmbrände,*
*vieltausend Kilometer*
*fern sind die Heldentaten,*
*vieltausend Kilometer.*
*Ich geh' den Postengang.*
*Rot brennt der Abendhimmel,*
*fern schreit ein Käuzchen klagend,*
*und Vietnam ist nah!*

*Vieltausend Kilometer*
*fern sind die gift'gen Wolken,*
*vieltausend Kilometer*
*entfernt Raketenheulen.*
*Ich wache an der Grenze,*
*um mich den Duft der Felder,*
*den hellen Sang der Grillen –*
*doch Vietnam ist nah!*

*Denn nahe sind die Söldner,*
*nicht einmal tausend Meter,*
*nah sind, die Gift verbreiten,*
*nicht einmal tausend Meter.*
*Ich halte meine Waffe.*
*Mein Haß ist bei den Mördern.*
*Mein Herz bei den Genossen –*
*denn Vietnam ist nah.*

Illustrationen: Kurt Zimmermann



# Vertrauen

## Die NVA in den Augen des Waffenbruders

„Bratstwo po orshie" – das heißt „Waf-fen-brü-der-schaft".

*Oberstleutnant Burnjaschow, Sowjetarmee:*

### Wir kennen uns seit Jahren

Vorweg sei bemerkt, daß man in unserem Truppenteil sehr viel von gutausgebildeten sozialistischen Soldaten hält; verfügen wir doch über reiche Traditionen, die bei der Erziehung unserer Kämpfer eine große Rolle spielen. Im Jahre 1943 bei Moskau aufgestellt, legte das Regiment 1 700 Kilometer kämpfend zurück, wurde 1944 mit dem Gardetitel ausgezeichnet und erhielt für den Sturm auf Berlin den Ehrennamen „Alexander Newski". Später wurde unser Regiment in der befreundeten DDR stationiert; und hier entwickelte sich eine neue Tradition: die Freundschaft und enge Zusammenarbeit mit den Waffenbrüdern der Nationalen Volksarmee.
Beim Manöver „Waffenbrüderschaft" handelten wir gemeinsam mit einem Panzertruppenteil der NVA, gemeinsam in der vollen Bedeutung des Wortes. Wir sind sehr stolz darauf, daß die Ergebnisse dieses Zusammenwirkens von der Manöverleitung hoch eingeschätzt werden konnten.
Das Schönste daran ist allerdings, daß unsere Manöver„nachbarn" gute alte Bekannte unseres Truppenteils waren. Wir kennen uns schon seit Jahren, pflegen enge brüderliche Beziehungen; und das machte es uns besonders leicht, gemeinsam zu kämpfen. Wir halten ja nicht nur die Verbindung zwischen den Stäben; auch viele Unteroffiziere und Soldaten lernten sich bei gemeinsamen Veranstaltungen persönlich kennen und schätzen. So war es natürlich kein Wunder, daß wir, im gemeinsamen Streben nach Höchstleistungen, während des Manövers besondere Erfolge errangen. Das zeigte sich auch an manchen Geschehnissen „am Rande". Beispielsweise streikte in unserem Feldlager plötzlich die Kinoanlage. Unser Spezialist war zu einer Exkursion. Wir wollten ihn zurückholen. Aber da kamen auch schon unsere Waffenbrüder, die ganz in der Nähe lagen, und brachten die Sache in Ordnung.
Selbstverständlich halfen auch wir, wo wir konnten. So setzte beispielsweise während der Gefechtshandlungen eine Funkstation des NVA-Truppenteils aus – gerade, als sie einen sehr wichtigen Befehl übermitteln sollte. Uns fiel das auf; wir steckten sofort auf die entsprechende Welle um und gaben den Befehl an Stelle der Genossen durch. So rollte der Angriff reibungslos weiter – ohne daß „oben" die Störung überhaupt bemerkt wurde.
Das Manöver ist vorbei; doch ich bin der Meinung, daß es sich noch lange Zeit auf die Festigung der Waffenbrüderschaft zwischen den verbündeten Armeen, speziell zwischen der Nationalen Volksarmee und den in der DDR stationierten sowjetischen Truppenteilen, auswirken wird. Gewachsen ist vor allem das Vertrauen in die Verläßlichkeit und in das militärische Können des Waffenbruders; gegenständlicher wurde das Wissen um die gemeinsame Kraft, gefestigt die Zuversicht, gegebenenfalls jeden Aggressor vereint vernichtend zu schlagen.

*Unteroffizier Šottek,*
*Tschechoslowakische Volksarmee:*

### Die Kraft unserer Gemeinsamkeit

Obwohl ich erst eineinhalb Jahre Soldat bin, habe ich doch die Macht unseres sozialistischen Bruderbundes schon sehr zu schätzen gelernt. Zum Bei-

# und Verläßlichkeit



**Nein, mit zwei „f".**



**Na klar, gemeinsam schaffen wir alles!**

spiel nach dem entschlossenen Eingreifen der verbündeten Armeen im August 1968.
So verbinden sich für mich und auch für viele Genossen meiner Einheit sehr konkrete Vorstellungen mit dem Wort Waffenbrüderschaft. Das zeigt sich u. a., wenn wir mit unseren Freunden aus der „August-Bebel-Kaserne" zusammentreffen. Trotz unterschiedlicher Nationalität finden wir – weil wir dasselbe wollen und vereint handeln – mit den Genossen aus der DDR sofort eine gemeinsame Sprache. Und das gibt Kraft und Selbstvertrauen. Hinzu kommt, daß wir auch sehr enge Kontakte zu einem Truppenteil der Sowjetarmee haben. Häufig begegnen wir uns auf unserem gemeinsamen Übungsplatz, aber auch bei Freundschaftsbesuchen in der Kaserne. Mit den Genossen der Nationalen Volksarmee kommen wir natürlich nicht so häufig zusammen; doch das spielt letzten Endes keine Rolle. Auch brieflich können wir ja so manchen nützlichen Gedanken austauschen. Trotz der vielen Kilometer, die zwischen uns liegen, sind wir uns als Klassenbrüder stets nah, und ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man sich auf die Freunde in der NVA jederzeit voll verlassen kann.

**Sieh an; und auf russisch heißt es „bratstwo po orushiju" – fast genau wie auf bulgarisch.**



*Oberleutnant Szolewicz, Polnische Armee:*

## Ausgezeichnete Kampfgefährten

Wir wirkten beim Manöver „Waffenbrüderschaft" unmittelbar mit Soldaten der Nationalen Volksarmee zusammen. Gemeinsam griffen wir an, überwanden Pioniersperren und andere Hindernisse. Die Genossen der NVA sind ausgezeichnete Kampfgefährten und zudem sehr akkurate Soldaten. Das Manöver hat gezeigt, wie ungemein fest wir an der Seite der Sowjetarmee – als stärkster Militärmacht – zusammenstehen. Wehe allen Feinden, wenn sie es wagen sollten, die Grenze auch nur eines Landes unseres sozialistischen Bruderbundes anzutasten.
Die Genossen der NVA sind jedoch nicht schlechthin gute Soldaten, sie sind vor allem unsere Klassenbrüder; und so halfen sie uns auch oft und unterstützten uns während des Manövers, wo sie nur konnten. Mit solchen Waffenbrüdern wie mit ihnen und wie mit den anderen Genossen des Warschauer Vertrages erfüllen wir jede beliebige militärische Aufgabe und lassen dem Gegner keinerlei Chancen. Gemeinsam schützen wir zuverlässig die Grenzen des Sozialismus in Europa. Niemals werden wir die herzlichen Begegnungen mit den Soldaten der Nationalen Volksarmee vergessen, und die Eindrücke vom Manöver „Waffenbrüderschaft" werden jedem von uns in steter Erinnerung bleiben.

# Die Ersten



Die Republik feiert mit ihrer Armee. Die Armee feiert mit ihrer Republik den „Tag der Nationalen Volksarmee“. Und nun schon zum fünfzehnten Male.

Wer waren die ersten Soldaten? Einige sehen wir auf diesem Fotodokument. In einer alten Zeitung lesen wir über jene historische Stunde vom 30. April 1956, in der das erste Regiment der NVA den Fahneneid leistete. „Aus den Händen des Ministers für Nationale Verteidigung (damals Generaloberst Willi Stoph, d. A.) empfängt der Regimentskommandeur die Truppenfahne. Im kräftigen Wind flattert das schwarzrotgoldene Banner. Der Kommandeur übergibt das Banner dem Fahnenträger des Regiments, einem der besten Unteroffiziere, dem Genossen Peter Stortz. Zwanzig Jahre alt ist der junge Fahnenträger. Aus seinen Augen strahlt der Stolz, die erste Regimentsfahne der Nationalen Volksarmee tragen zu dürfen...“

Wo ist er geblieben, der erste Fahnenträger des ersten Regiments? Wo mag er heute wohl sein? Alles, was wir in seinem ehemaligen Regiment erfuhren, war, daß er inzwischen Diplom-Mathematiker sein und im Zentralen Rechenzentrum der DDR arbeiten soll. Unsere Nachforschungen ergaben, daß diese tautologische Institution nicht existiert. Dafür gibt es 'zig Betriebe für maschinelles Rechnen, in Berlin und in anderen Orten der Republik. Vielleicht fänden wir unseren Mann dort, riet man in der VVB Maschinelles Rechnen. Der Aufwand war zu groß, die Zeit zu knapp, noch länger zu suchen.

Von den Offizieren, die im ersten Regiment zur damaligen Zeit dienten und heute einen Zivilberuf ausüben, sind noch einige Unterlagen vorhanden. Zu unserem Glück konnten mehrere aktive Offiziere deren Personalbogen ergänzen, weil sie mit ihren damaligen Regimentskameraden noch Kontakt haben. So fuhren wir mit drei Adressen heim, Adressen dreier Hauptleute.

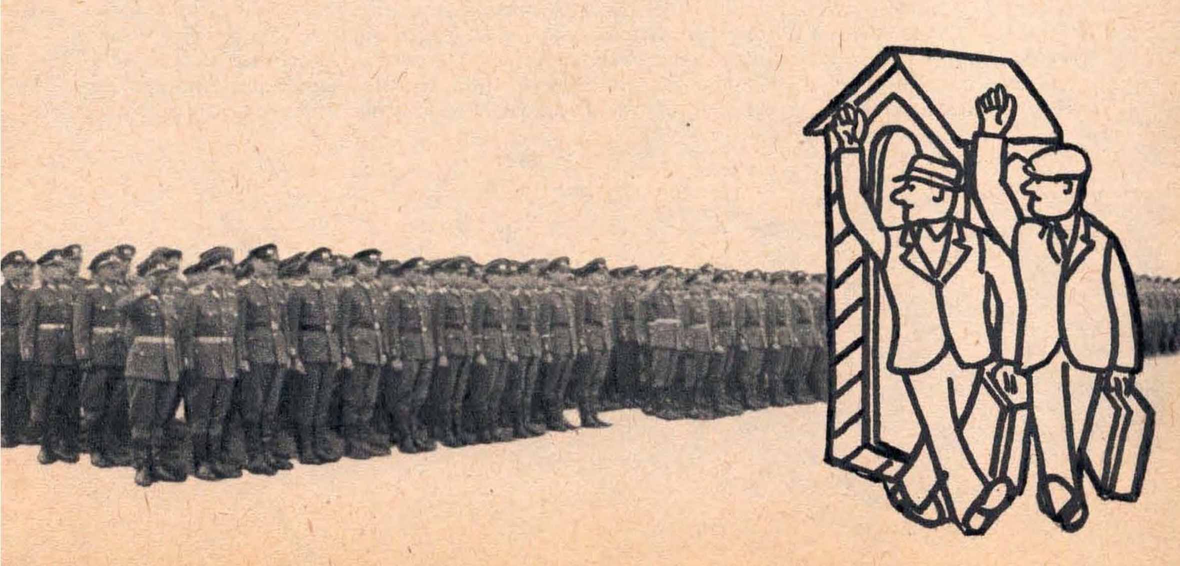
Allein, die Freude war zu früh. Die erste Adresse erwies sich als „Reinfall“. Der Genosse ist in der Außenwirtschaft tätig. Oft im Ausland; so auch, als wir ihn sprechen wollten. Mit des Geschickes Mächten können auch Journalisten keinen Bund flechten. So blieb uns „nur“ die Erkenntnis, daß der ehemalige stellvertretende Stabschef heute einen Hauptmann d. R. im doppelten Sinne repräsentiert – ist er doch auch ein wichtiger Mann des Reisens.

Die zweite Adresse schloß Schwierigkeiten von vornherein aus.

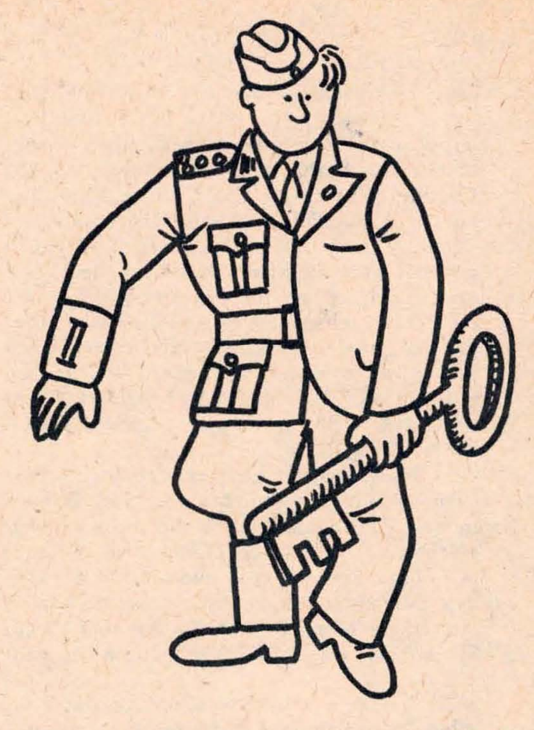
Im traurigen Monat November war's, an einem Sonntag, und ein feiner Landregen nieselte so für sich hin, als ich mich von Oranienburg aufmachte, die Nachbargemeinde Schmachtenhagen zu besuchen. Hier hatte sich Paul Sommerfeld angesiedelt, mit dem ich an diesem Tag verabredet war.

Ich kam zu Schmachtenhagen vor der vereinbarten Zeit an und nutzte sie für einen Rund-

gang. Schmachtenhagen hat etwa 1500 Einwohner (las ich vorher), eine LPG, einen Reiserholzplatz der Forstwirtschaft, einen Zweigbetrieb des Stahlkombinats Hennigsdorf, der Maschinen baut und Dreher sucht. Dann sind dort noch eine Polytechnische Oberschule (mit Speisesaal, wie ich später erfuhr), eine Gemeindebibliothek, vier Buswartehallen, eine neue Kinderkrippe und eine alte Kirche sowie ein Fachwerkhaus mit grünen Laden, in dem der Bürgermeister residiert. Von einer Ziegelmauer ruft es mit roten Lettern vom gelben Grund WOLNA, SILNA I DEMOKRATYCZNA! (FREI, STARK UND DEMOKRATISCH!)
Nun kennen wir den Ort seines Handelns. Machen wir uns mit ihm bekannt. Der Bürgermeister Paul Sommerfeld wohnt in dem zweigeschossigen Neubau des Dorfes, dem 18-Familien-Haus. Er stand groß und breit in der kleinen Tür, als er öffnete. Später, im Wohnzimmer fragte er mich: „Dürfte ich mal so ein Stück Ausweis sehn?“ Ich zeigte ihm den ganzen.
Mein Visavis erzählte, verschränkte dabei die Arme, schaute hinaus und hinüber zum nahen Wald, korrigierte geäußerte Daten, türmte Fotoalben neben sich, fragte in der Küche nach dem Kaffee, rief eine Nachbarin herbei, die am Telefon verlangt wurde und Geburtstag hatte, berichtete von der Fülle der Staatsarbeit. Mein Visavis erzählte. Mit 17 Jahren Volkspolizeianwärter ohne abgeschlossene Berufsausbildung, VP-Offizier, für das erste Regiment der NVA ausgewählt und damit Wechsel in eine neue Laufbahn. Im Mai 1961 erkrankt, dienstuntauglich. Es war klar, daß er entlassen werden würde. Ade Armee!
Was nun? So kompliziert wie für Genossen Sommerfeld wird diese Frage für junge Leute, die heute Offizier werden, nie mehr sein. Sie haben ihr Abitur in der Tasche und oft bereits vor dem Besuch der Offiziersschule einen Beruf erlernt. Und nach der Ausbildung wird ihnen eine entsprechende zivilberufliche Qualifikation zuerkannt, so zum Beispiel mit dem erfolgreichen Abschluß der Ausbildung zum Artillerieoffizier der 1. Offiziersdienststellung die Qualifikation als Oberstufenlehrer für polytechnischen Unterricht.
Als Paul Sommerfeld Artillerieoffizier wurde, war an eine so großzügige und weitblickende Ausbildung noch nicht zu denken, weil hierfür die objektiven Voraussetzungen fehlten.
1956 hatte er nach Schmachtenhagen geheiratet. Später wählten die Einwohner den Genossen Offizier zum Vorsitzenden des Ortsausschusses der Nationalen Front. Zu den Volkswahlen im Herbst 1961 trug man ihm die Kandidatur an. So war er noch halb Offizier und schon halb Bürgermeister. Die neue Gemeindevertretung wählte ihn dann auch zum neuen Ortsoberhaupt.
Schwer fiel Paul Sommerfeld anfangs die Umstellung. Die militärische Disziplin und Ordnung hat ihre Spezifika: die Bewußtheit, das Überzeugen und auch den Befehl. Doch dies mechanisch als Leitungsmethode zu übernehmen hieße, sich von vornherein das Wasser abzugraben. Nicht jedes Feld trägt jede Frucht. Drum muß der Bauer seinen „Pflug“ selber führen, wenn es gedeihen soll. Wollte der neue Bürgermeister seiner Berufung gerecht werden, mußte er die Bürger seiner Gemeinde weit besser als bisher kennenlernen. Und das beginnt beim Ton, der bekanntlich die Musike macht. Paul Sommerfeld sang nicht nur im Ortsmännerchor mit, sondern fand bald auch das rechte Wort zur rechten Zeit.
Die Leute wurden zugänglicher. Bürgermeister, meine Älteste heiratet. Hast du nicht eine Wohnung? Bürgermeister, die Schule benötigt einen Speiseraum. Hilf, ihn zu schaffen. Bürgermeister, wir Frauen könnten wieder in der LPG arbeiten, wenn unsere Kinder in der Krippe unterkämen. Bürgermeister, es müßten Warte-

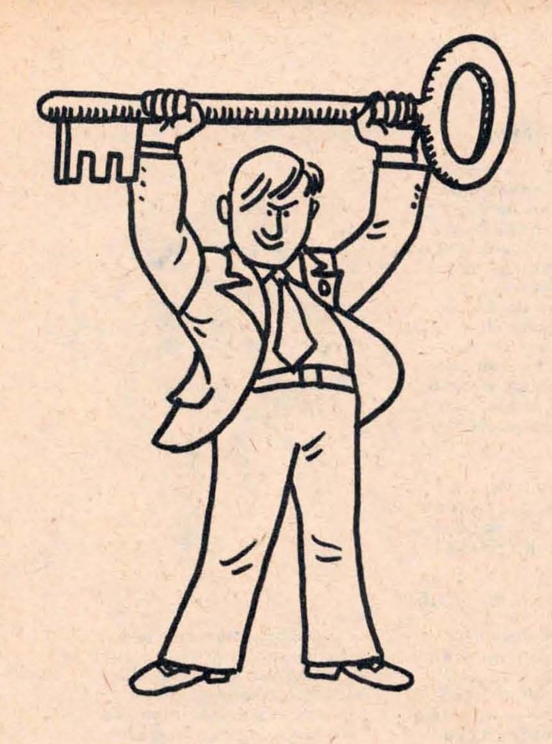


hallen her, damit wir nicht in Wetter und Wind auf den Bus warten müssen. Bürgermeister, Bürgermeister, Bürgermeister.
Schwer ist es, alles und alle unter einen Hut zu bekommen. Doch bislang hat der Bürgermeister Sommerfeld sein Amt und seine Funktion gemeistert. Der Mühe Lohn blieb nicht aus: 1968 die „Medaille für ausgezeichnete Leistungen", 1969 die Medaille „Aktivist der sozialistischen Arbeit".
Wenn auch a. D., so fühlt sich Genosse Sommerfeld als Hauptmann d. R. Deshalb arbeitet er – neben anderen gesellschaftlichen Verpflichtungen und seinem Fernstudium an der Fachschule für Staatswissenschaft – auch im Ortsreservistenkollektiv mit.
Zum Abschluß meines Besuches fragte ich noch nach der Bewandtnis der Losung in roten Lettern. „Wie, wo, welche Losung? Bin ich dorfblind?" erwiderte der Bürgermeister. Ruhig Blut, Genosse Bürgermeister. Die Losung habt ihr Schmachtenhagener längst mit Leben erfüllt. Vielleicht ist sie ein Vermächtnis von Häftlingen der Hölle Sachsenhausen, die 1945 in die befreite polnische Heimat zogen.



Den Ort der nächsten Handlung beschrieb vor rund hundert Jahren der Chronist der Berliner Sperlingsgasse Wilhelm Raabe: „Ich liebe in großen Städten diese ältern Stadtteile mit ihren engen, krummen, dunklen Gassen, in welche der Sonnenschein nur verstohlen hineinzublikken wagt; ich liebe sie mit ihren Giebelhäusern und wundersamen Dachtraufen, mit ihren alten Kartaunen und Feldschlangen, welche man als Prellsteine an die Ecken gesetzt hat. Ich liebe diesen Mittelpunkt einer vergangenen Zeit, um welche sich ein neues Leben in liniengraden, parademäßig aufmarschierten Straßen und Plätzen angesetzt hat..."
Der letzte Krieg schlug Wunden in die Gassen, in die Breite, Brüder- und Scharrenstraße. Den Rest der Gebäude schliff vor Jahren der VEB Abriß. Nun steht hier auf historischem Grund wuchtig und breit und modern das Domizil des Ministeriums für Bauwesen in Glas und Zement. Hier werden u. a. die „liniengraden, parademäßig aufmarschierten Straßen und Plätze" konzipiert für den Bauplatz DDR.
Dafür interessierte sich hundert Jahre nach Raabe auch Hans Melchior, der heute als wissenschaftlicher Mitarbeiter und stellvertretender Sektorenleiter im Bauministerium tätig ist.
Wir sitzen in einem der lichten Büroräume seiner Dienststelle. Die Sachlichkeit und Nüchternheit des Raumes, seines Mobilars, steht im Widerspruch zum Äußeren des Hauses. Nur 40 Minuten haben wir Zeit für unser Gespräch. Frage. Antwort. Frage. Antwort. Keine Hast, keine Umschweife. Nur das Wesentliche erwähnt mein Gesprächspartner. Rationelle Zeiteinteilung, spüre ich, ist sein Arbeitsprinzip. Und das kommt meinem Anliegen gelegen.
Drei Möglichkeiten des Studiums gab es für Hauptmann a. D. Hans Melchior, als er aus der Armee ausgeschieden war. Aus Gründen der Zweckmäßigkeit wählte er die des Bauwesenstudium. Und warum? Zwischen Cottbus und Berlin gibt es eine gute Zugverbindung. So konnte Hans Melchior in den drei Studienjahren





an der Ingenieurschule für Bau- und Straßenwesen wenigstens übers Wochenende seine Familie sehen. Des Studiums Wege sind seltsam! Es wäre aber nur die halbe Wahrheit, würde man verschweigen, daß Hans Melchior auch der Aufbau der Hauptstadt imponierte und ihm der Beruf eines Baumeisters verlockend erschien. 1966 beendete er sein Studium. Und seither steht im Ausweis als Beruf: Ingenieurökonom. Den harten Jahren des Studiums folgten Jahre



der Arbeit im Bauministerium. Mit seinem Ressort „Sonderbau" steht er etwas im Schatten seiner ministeriellen Kollegen, die zum Beispiel für den Aufbau der Stadtzentren der Bezirkshauptstädte verantwortlich sind. Doch auch seine Arbeit ist nicht minder wichtig und wurde gewürdigt: Am XX. Jahrestag der DDR erhielt Genosse Ingenieur Hans Melchior die Medaille „Aktivist der sozialistischen Arbeit". Zudem gehört er einem Kollektiv an, das bereits zweimal die staatliche Auszeichnung „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" erhielt. Der Schritt vom Schöpflöffel zur „Maurerkelle" hat sich gelohnt (während seiner aktiven Dienstzeit im ersten Regiment war Hauptmann Melchior für das leibliche Wohl des Regiments verantwortlich). Wenn er auch den Schöpflöffel an die Feldküche hing, der Landesverteidigung ist er weiterhin verbunden. Als Mitglied der Zentralen Revisionskommission der GST nimmt er aktiv Einfluß auf die sozialistische Wehrerziehung.

Wir zogen aus, drei der Ersten kennenzulernen, drei der Aktivisten jener Zeit, in der die erste sozialistische deutsche Armee gebildet wurde. Den ersten trafen wir nicht in der Heimat an.
Knapp war die Zeit der beiden anderen. Doch bereitwillig standen sie Rede und Antwort. Prinzipienfestigkeit, Wachsamkeit, Organisationstalent, Ökonomie der Zeit, die Fähigkeit, Menschen zu führen, das Bedürfnis, sich ständig weiterzubilden – das sind nur einige ihrer Eigenschaften.

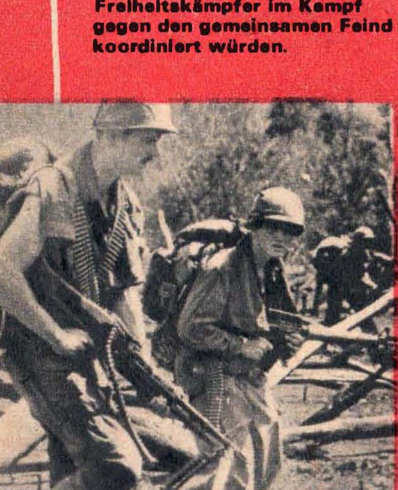
*Harry Palme*






## Kambodschas Freiheitskämpfer im Vormarsch

Durch die Streitkräfte der Nationalen Befreiungsbewegung Kambodschas konnten bis Ende Oktober 1970 zwei Drittel des Landes, einschließlich einer Reihe wichtiger Städte und strategischer Punkte, befreit werden. Wie Prinz Norodom Sihanouk erklärte, verfügt die Nationale Einheitsfront, an deren Spitze er steht, über 30 000 Soldaten und 8000 weitere freiwillige Kämpfer zur Unterstützung der regulären Volksstreitkräfte. Er betonte, daß die militärischen Operationen der kambodschanischen Patrioten mit den Aktionen der südvietnamesischen und laotischen Freiheitskämpfer im Kampf gegen den gemeinsamen Feind koordiniert würden.




US-Söldner in Kambodscha. Weder Mord noch Brandschatzung werden sie vor der Niederlage retten.

## Volksmiliz in Libyen

Zur Stärkung der Verteidigungskraft des Landes veranlaßte die Regierung der Libyschen Arabischen Republik den Aufbau von Milizeinheiten. Die Organisation trägt den Namen „Volkswiderstand" und soll vor allem im Rahmen der Zivilverteidigung eingesetzt werden. Es ist vorgesehen, alle Männer und Frauen über 19 Jahre – soweit sie nicht der regulären Armee angehören – in der Volksmiliz auszubilden.



Ausbildung in der libyschen Volksmiliz. Unter der Leitung von Armeeangehörigen üben hier Studenten aus Tripolis.

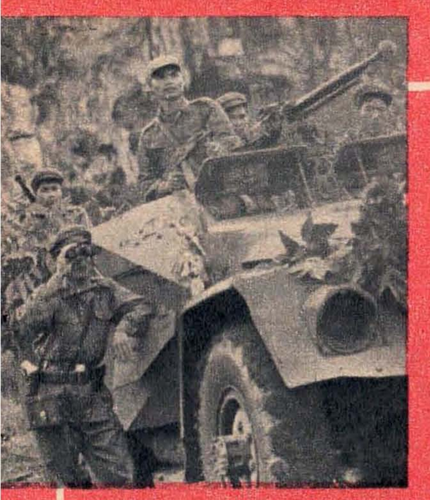
## Nigeria reorganisiert Armee

Als ein wichtiger Punkt im jüngsten Regierungsprogramm der Bundesrepublik Nigeria gilt die Aufgabe, umgehend die Streitkräfte zu reorganisieren und ihre Kampfkraft zu erhöhen. Dadurch sollen sie in stärkerem Maße befähigt werden, die innere Sicherheit zu gewährleisten sowie das Land gegen Angriffe von außen zu schützen. Anlaß für die geplante Reorganisation dürften u. a. die Erfahrungen aus dem langwierigen und blutigen Bürgerkrieg bei der Niederschlagung des Separatistenregimes in „Biafra" sein.




## Kommunisten Guatemalas für „Revolutionäre Streitkräfte"

Mit der Verurteilung linksradikaler „Rebellenstreitkräfte" verbindet die Guatemaltekische Partei der Arbeit die Forderung nach dem Aufbau revolutionärer Volksstreitkräfte. Wie aus dem neugefaßten Parteiprogramm hervorgeht, ist unter den gegebenen Verhältnissen eine gesellschaftliche Weiterentwicklung in Guatemala nur durch den revolutionären Volkskrieg möglich. Die Bildung einer Volksarmee würde das Kräfteverhältnis im Lande zugunsten der Revolution verändern, wobei gleichzeitig die Volksmassen unter Führung der Arbeiterklasse auch mit politischen und ökonomischen Kampfformen dem vom USA-Imperialismus und der bürgerlich-gutsbesitzerlichen Oligarchie unterstützten reaktionären Regime entgegentreten müßten. Ziel des Kampfes ist, wie es weiter heißt, eine agrarische, antiimperialistische Volksrevolution, die später in die sozialistische Revolution übergeht.



Die Beherrscher der Jarres-Ebene: Soldaten der laotischen Volksbefreiungsstreitkräfte. Immer wieder versuchte der Gegner dieses strategisch wichtige Terrain – auch Ebene der Tonkrüge genannt – zu erobern; immer wieder wurde er zurückgeschlagen. Doch immer noch gilt höchste Wachsamkeit.

## Parteikonferenz der kubanischen Armee

Maßnahmen zur Verbesserung der politischen Arbeit in der Armee beschlossen die Delegierten der 2. Parteikonferenz der Revolutionären Streitkräfte Kubas. Die 600 Teilnehmer dieser Beratung erörterten und verabschiedeten weiterhin Statuten für die Arbeit aller Organisationen und Gruppen der KP Kubas und des Kommunistischen Jugendverbandes innerhalb der Armee. Wie der 2. Sekretär des ZK der Kommunistischen Partei Kubas und Minister für die Revolutionären Streitkräfte, Commandante Raul Castro, unterstrich, fanden in den Beschlüssen der Konferenz viele Erfahrungen der anderen sozialistischen Armeen, insbesondere der Sowjetarmee, ihren Niederschlag.



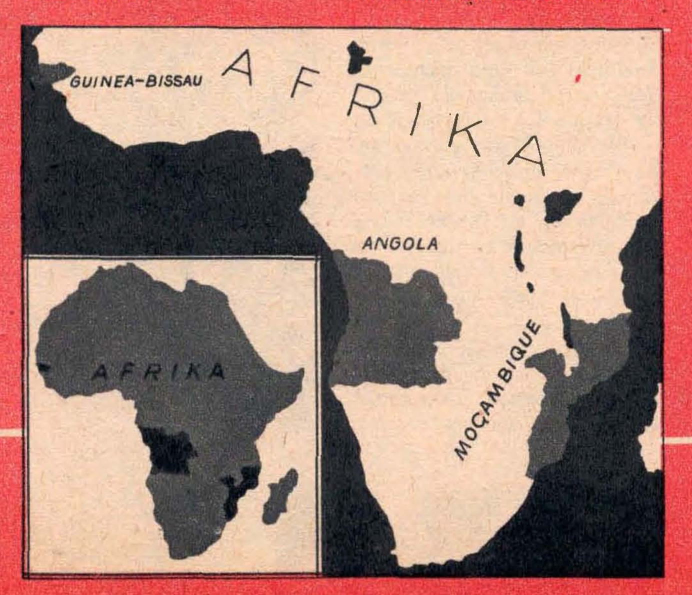
Auszeichnung für gute Leistungen. Ein Truppenteil der Revolutionären Streitkräfte Kubas erhält seine Truppenfahne.

## Aggressorenverluste

Wie das Oberkommando der laotischen Volksbefreiungsstreitkräfte mitteilte, konnten während der letzten Regenperiode – Juni bis Oktober – mehr als 7000 Gegner außer Gefecht gesetzt sowie 73 Flugzeuge vernichtet werden. Weiterhin wurden große Mengen an Waffen erbeutet. Den südvietnamesischen Befreiungsstreitkräften gelang es, in der Zeit von August bis Oktober 1970 über 500 befestigte Posten der Saigoner Söldner zu besetzen oder zu vernichten sowie 900 KZ-ähnliche „strategische Dörfer" zu zerstören.

## Portugals „überseeische Provinzen"

Trotz massiver militärischer Hilfe durch Westdeutschland und andere NATO-Staaten verliert die portugiesische Kolonialarmee in Afrika – etwa 122000 Mann – immer mehr an Boden. In Angola mußte sie der MPLA („Volksbewegung für die Befreiung Angolas") bereits ein Drittel des Territoriums mit etwa 300000 Einwohnern überlassen, obwohl sie in diesem Lande die meisten ihrer Söldner stationierte (etwa 50000 Mann). In Guinea-Bissau befreite die PAIGC („Afrikanische Partei für die Unabhängigkeit Guineas und der Kapverdischen Inseln") sogar zwei Drittel des Landes. 30000 portugiesische Kolonialsoldaten sind praktisch in den von Drahtverhauen und Minenfeldern umgebenen Städten und Forts isoliert. Verbindung kann fast nur noch durch Hubschrauber aufrechterhalten werden. In Moçambique beherrscht die FRELIMO („Front für die Befreiung Moçambiques") die Nordprovinzen Niassa und Cabo Delgado und operiert in der Provinz Tete. Den Söldnern steht eine gut organisierte Volksbefreiungsarmee gegenüber, die auf etwa 20000 Kämpfer geschätzt wird.




**AUS UNSEREM JAHRESTAGSKALENDER:**

1. März: 15. Jahrestag der Nationalen Volksarmee der DDR
18. März: 50. Jahrestag der Mongolischen Volkstruppen; 100. Jahrestag des Aufstandes der Pariser Kommune
20. März: 50. Jahrestag des Beginns der Märzkämpfe in Mitteldeutschland

Karten: Els

**AR-Reporter Major Horst Spickereit (Text) und Manfred Uhlenhut (Foto) sahen sich die Gefechtsbahn des Truppenteils Panse an und meinen:**

# Die Bahn hat es in sich!

Eine mot. Schützenkompanie marschiert. Der Weg der SPW-Kolonne führt durch zerklüftetes Gelände im Mittelgebirge. Plötzlich wird sie beschossen. MPi-Feuerstöße, dazwischen bellt ein MG. Auf einer Höhe haben sich gegnerische Sicherungskräfte festgesetzt.

„Halt! Absitzen!"

Die Schützen greifen nun zu Fuß an. Gruppenweise bewegen sie sich vorwärts. Der Schnee liegt knöchelhoch auf den Feldern; er erschwert das Gehen. MG-Feuerstöße zwingen die Soldaten immer wieder zu Boden. Über ein freies Feld müssen sie springen und gleiten, um dem gegnerischen Feuer zu entgehen. Erst nach etwa 200 Metern erreichen sie eine schützende Schlucht. Doch zum Ausruhen ist keine Zeit. Der Gegner muß ausgeschaltet werden, damit die Kompanie weitermarschieren kann.

Im Laufschritt erreicht die erste Gruppe einen tiefen Graben. Die Genossen fällen einige Bäume, auf denen sie das Hindernis überwinden. Das kostet Zeit, wertvolle Minuten.

Gasgeruch kommt auf, verdichtet sich. Die Kämpfer schlüpfen in ihre Schutzausrüstung. Anzüge und Schutzmasken erschweren zusätzlich jede Bewegung. Schweiß verklebt die Augen, setzt sich in der Uniform fest, während sich die Gruppe mühsam den Berg hinaufarbeitet. Erst drüben im Nachbartal können die Soldaten die Schutzausrüstung wieder verpacken. Unterwegs wurde der Panzerbüchsenschütze verwundet. Die Genossen bringen ihn in Sicherheit.

Nun ist die Gruppe im Rücken des Gegners. Die Genossen erklimmen einen Steilhang, überwinden vereiste Gräben. Ihre Lungen keuchen, die Beine sind bleischwer. Doch bald entdekken sie das MG-Nest des Gegners, es liegt in einer Mulde, gut getarnt. Ein paar Feuerstöße aus den MPi, und die Waffe ist zum Schweigen gebracht . . .

•

Eine Episode, wie sie im Gefecht vorkommen kann. Solche und ähnliche Situationen sind für die Kämpfer harte Bewährungsproben. Sie verlangen Mut, Kraft, Kondition und Beweglichkeit.

Von diesen Grundsätzen ließ sich der Truppenteil Panse leiten, als er 1968 eine Gefechtsbahn schuf, die diesen Anforderungen entspricht. Sie ermöglicht es, die Soldaten bis an die physische Leistungsgrenze zu führen und das Können der Einheiten unter annähernd realen Bedingungen einzuschätzen.

Ein kleines Tal im Ausbildungsgelände wurde mit verschiedenen Hindernissen ausgestattet. Die natürliche Beschaffenheit – eine Schlucht, steile Hänge, ein Bach, Bäume, Sträucher – kam den Genossen entgegen. 1500 Meter lang, enthält die Bahn zahlreiche Elemente, die in der Gefechtsausbildung verlangt werden. In verschiedenen Ausbildungszweigen können die Handlungen kombiniert und die Normerfüllung bei hohem körperlichem Einsatz überprüft werden. Eine mot. Schützengruppe benötigt etwa eine Stunde, um die Bahn zu überwinden.

Folgen wir einer Gruppe auf



ihrem Weg. Die Soldaten sind vor dem SPW angetreten. Unteroffizier Helms überprüft Waffen und Ausrüstung: MPi, Pistolen, IMG, Panzerbüchse, Seitengewehre, Handgranaten, Feldspaten, Schutzausrüstung, Magazintaschen, Feldflaschen – schwere Pfunde für den beschwerlichen Weg.
„Vorwärts!" Die Stoppuhren laufen.
Kraftfahrer Irmscher und Richtschütze Arndt fahren mit dem SPW los. Sie nehmen einen anderen Weg als die übrige Gruppe. Auf ihrer Strecke müssen sie einen Radwechsel vornehmen, das Fahrzeug teilweise entgiften und einige Wartungsarbeiten ausführen. Indessen eilen wir mit den anderen Genossen zur ersten Station. Schutzausbildung.
„Gas!" Hier werden Norm 1 (Schutzmaske aufsetzen) und Norm 8 (Schutzausrüstung anlegen) überprüft. Flink streifen die Soldaten die Masken über, ziehen Umhang, Strümpfe und Handschuhe an. Sekunden entscheiden. Alle erfüllen die Normzeiten.
Ist alles verpackt, geht's weiter. Im Laufschritt zur nächsten Station: Ausheben von Schützenmulden. Der Boden ist steinhart gefroren, er scheint kaum nachgeben zu wollen. Die Männer schwitzen, sie fluchen vor sich hin. Doch es hilft nichts, sie müssen in die Erde. Unerbittlich drehen sich die Uhrzeiger. Bald ist auch diese Aufgabe gelöst.
Nun folgt ein weiterer schwieri-



ger Abschnitt: Sprung über eine Mauer, Überqueren eines Baches auf dem Balancierbalken, Bekämpfen von Tieffliegern, Überwinden einer Hauswand, Erklimmen eines Steilhanges. Jedes Hindernis kostet Kraft. Der IMG-Schütze Bonski und die Panzerbüchsenschützen Martin und Wellser bleiben zurück, „hängen schon durch". Zwei, drei Genossen eilen ihnen zu Hilfe, nehmen ihnen für kurze Zeit die Waffen ab. Kollektive Leistung entscheidet, nicht Einzelkönnen. An der Hauswand ist ohne Hilfe kein Hochkommen an den Seilen. Die Wendigsten klettern zuerst hinauf, ziehen dann die anderen nach. Mit gegenseitiger Hilfe überwindet die Gruppe auch die übrigen Hindernisse.

Auf dem Hang angekommen, muß einem Verwundeten Erste Hilfe geleistet werden. Die Genossen tragen ihn über eine Strecke von 100 m. Dann geht es wieder abwärts. Auf dem vereisten Boden rutschen sie mehr als sie gehen. So kommen die Männer schnell unten an, wohl keiner ohne blaue Flecken.
Erneut geht es über den Bach, diesmal an einem Hangelseil. Anschließend überwinden die Genossen die Eskaladierwand. Die MPi-Schützen Hellmann und Suhrbahn verschränken ihre Hände und schaffen so eine Trittfläche für ihre Kameraden, dann schwingen auch sie sich über das Hindernis.
Nach einem Handgranatenweitwurf, der Armkraft verlangt, wird





bei der nächsten Station Panzeralarm gegeben. Die schon schwer atmenden Männer sehen sich einem „gegnerischen" Kampfwagen gegenüber. Unteroffizier Helms teilt die MPi-Schützen Arnski und Herrmann als Panzernahbekämpfungstrupp ein. Vorsichtig kriechen die beiden, von den anderen durch Feuer gesichert, an den Koloß heran. Wurf! Die Männer ducken sich auf den Boden. Die schwere Panzerhandgranate trifft die Unterkante des Turmes. Treffer mit dem ersten Wurf. Der Kampfwagen ist außer Gefecht gesetzt.

Die folgende Station befindet sich auf einem Hang, den die Gruppe nun erklimmt. Ein „gegnerisches" Feuernest ist zu bekämpfen. In allen möglichen Bewegungsarten – gebückt gehend, kriechend, gleitend, springend – arbeiten sich die Soldaten, jede Deckung ausnutzend, an das Ziel heran. Hangabwärts erreichen sie ein Kriechhindernis. Erneut heißt es: Runter in den Schnee, sich 25 Meter kriechend vorarbeiten.

Die Genossen feuern sich gegenseitig an, damit auch die Schwächeren mitkommen. Die Zeit! Die Zeit! Die Gesichter der Genossen sind puterrot, erhitzt von der Anstrengung. Schweiß perlt unter den Stahlhelmen hervor. Dornige Zweige hinterließen auf einigen Gesichtern blutige Streifen. Knie und Ellenbogen schmerzen. Die Lungen keuchen. Kaum einer spricht. Doch an ein Ausruhen ist noch nicht zu denken. Vorwärts! heißt es wieder. Immer im Laufschritt! Für eine gute Zeit des Kollektivs!





Der „Knüller" kommt jetzt erst: Schießen der 1. Schulübung! Sie ist die Krönung der Gefechtsbahn. Treffen mit dem ersten Schuß, das ist hier der Gradmesser. Doch das ist schwer nach den körperlichen Anstrengungen, die die Männer schon hinter sich haben. So muß mancher ein zweites oder gar ein drittes Mal anlegen, um sein Ziel zu bekämpfen.
Als der letzte Schuß verhallt ist, werden die Zeiger der Stoppuhren angehalten. Gespannt erwarten die ausgepumpten Genossen nun das Ergebnis. Schießscheiben, Uhren und Normtabellen werden verglichen. Sie zeigen an: Gruppe Helms hat ihre Aufgabe mit der Note „Gut" gelöst. Freude bei allen Genossen, die Anstrengungen haben sich gelohnt. Wird die nachfolgende Gruppe ihr Ergebnis noch übertreffen können?



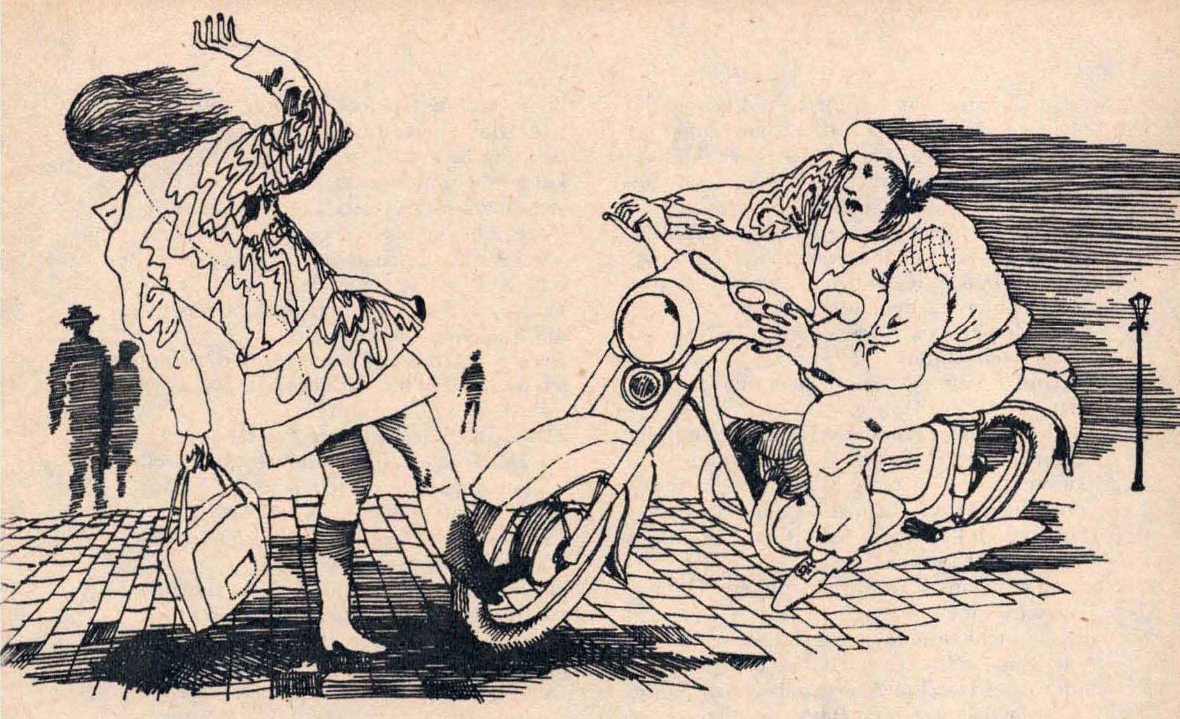



**Kriminalerzählung**
**von Willfred Tiemann**



Haberkorn blies in seine Tabakspfeife, daß es sich anhörte wie ein Wasserfall. Sonderlich ästhetisch fand ich das gerade nicht, schwieg aber. Schließlich war der Gute zum zweiten Male Vater geworden und rauchte nun auf Sparprogramm – den billigsten Tabak.
Das Telefon stoppte den Wasserfall. Ausnahmsweise erwarb es sich damit sogar Sympathie bei mir. Leider zu früh, denn Haberkorn schrieb verdächtig viel mit. Dann grinste er: „Sieht nach Arbeit aus, Genosse Hauptmann."
Eine junge Frau war in der Gartenstraße von einem Motorrad angefahren worden, und der Fahrer hatte sich aus dem Staube gemacht. Zum Glück waren Passanten in der Nähe gewesen, die umsichtig handelten, und so lag die junge Frau bereits im Krankenhaus. An eine Befragung allerdings war vorerst nicht zu denken.
Leider gab es nur wenige Anhaltspunkte für die Ermittlung des flüchtigen Fahrers. In der Eile des Geschehens hatten natürlich alle Zeugen auf die junge Frau geachtet, über den Fahrer hingegen äußerten sie die widersprüchlichsten Ansichten. Nur eines stimmte restlos überein: Er war selbst zu Fall gekommen, nach kurzer Rutschpartie aber recht schnell wieder auf den Beinen gewesen und gleich mit der grauen JAWA wieder losgebraust. Eine grüne Lederjacke soll er angehabt haben. Soweit der Bericht der Verkehrsunfallbereitschaft, die bald am Tatort eingetroffen war.
Leutnant Haberkorn verständigte alle VP-Dienststellen, Krankenhäuser und Kfz.-Reparaturwerkstätten. Gesucht wurde eine graue JAWA mit Schleifspuren und deren Fahrer mit eventuellen Sturzverletzungen.

„Ob ich sie wiederkriege?"
Vor mir stand plötzlich ein Bürschlein von etwa neunzehn Jahren, recht sympathisch vom ersten Eindruck her. Meister Storch, unser dritter Mann, hatte es mir hereingeschoben. Er wolle unbedingt zum Chef, hatte der junge Mann erklärt und auf alle anderen Fragen hartnäckig geschwiegen.
Einen Personalausweis besaß unser unerwarteter Gast nicht, dafür aber ein Dienstbuch der NVA. Gerd Heinze hieß er und war tatsächlich neunzehn Jahre alt, Gefreiter der Grenztruppen.
Er sei gestern in Urlaub gekommen, und zwar zu Jugendfreunden seiner verstorbenen Eltern, erzählte er. Die alten Leutchen seien ihm so etwas wie sein zweites Zuhause. Heute früh war er auf sein Motorrad geklettert zu einer Spritztour. Zurückgekommen, hatte er die Maschine am Straßenrand geparkt und war ins Haus gestürmt, um noch etwas zu holen, denn er wollte wieder weg, zu seiner Freundin. Es war sein erstes Rendezvous mit ihr. Dafür aber hatte die alte Frau Künzel, seine zweite Mutter, genausoviel Verständnis, wie alle Mütter in solchen Situationen und um diese Zeit: Erst mußte zu Mittag gegessen werden.
Ich verbiß mir ein Lachen, kannte ich dergleichen doch zur Genüge aus meiner nun schon etwas entfernten Jugendzeit – auch meine Mutter hatte mich in dieser Beziehung noch mit neunzehn ebenfalls als Kind behandelt.
Nun, lange hatte das Essen nicht gedauert, verständlicherweise. Gerd war wieder losgerannt – und auf der Straße wie angewurzelt stehengeblieben. Die Maschine war weg. Die schöne graue JAWA, fast neu!
Das allerdings war auch für uns eine Überraschung. Keine zwei Straßenecken weiter war der Unfall passiert, zur annähernd gleichen Zeit, mit einer grauen JAWA. Ich schickte den Jungen erst einmal hinaus.
„Zwei Möglichkeiten", sinnierte Storch, „entweder, man hat ihm das Ding wirklich geklaut..."
„...gestohlen", warf Haberkorn gelassen ein.
Storch dankte ihm mit einem Blick, der eine ganze Bonbontüte wert war: „...geklaut und einen Unfall damit gebaut, oder er selbst war's und versucht, auf diese Art da rauszukommen."
„Oder es handelt sich doch um zwei verschiedene Maschinen", gab Haberkorn zu bedenken.



Ich schickte den Grenzer zu seinem Mädel. Wenn schon die Maschine momentan nicht aufzutreiben war, mußte ihm ja das Mädchen nicht auch noch verschwinden. Und beim ersten Rendezvous geht sowas manchmal schnell. Außerdem habe ich nun zu einem Grenzsoldaten ein bißchen mehr Vertrauen, als zu manch anderem, mit dem wir zu tun haben. Und: Seine Personalien hatten wir ja, wir konnten ihn jederzeit holen, falls es notwendig werden sollte.

Karin maulte, als ich nach Hause kam. Wenn man seine Tochter achtzehn Jahre lang kennt, merkt man sowas auf Anhieb. Aß hier mal ein bißchen, da mal etwas und erzählte mit großer Heiterkeit den neuesten Oberschulklatsch. Für meinen Geschmack zu heiter.
Für gewöhnlich herrscht zwischen uns beiden ein recht offenes Wort, und so tat ich, als bemerkte ich nichts. Sie würde schon mit ihrer Sorge herausrücken. Und richtig:
„Paps, du bist doch'n Mann?"
Hm, so direkt hat mich eigentlich noch niemand danach gefragt. „Ach, ich glaube schon."
„Ich meine, wenn du dich mit 'nem Mädel verabredet hast, bist du da auch immer hingegangen?"
Ein offenes Wort kann verflixt unangenehme Seiten haben! Und eine achtzehnjährige Tochter recht unangenehme Fragen. „Hmmm, naja, zumeist schon."
„Er hat es mir doch aber fest versprochen. Gestern abend nach dem Kino." Plötzlich brach es heraus: „Kann man denn mit einem Mädel alles machen, bloß weil's ein Mädel ist? Wo wir doch mit der Maschine weg wollten! Nein, nicht was du denkst, wir wollten nur ein bißchen spazierenfahren."
I, wo werde ich denn was anderes denken, ist ja letzten Endes meine Tochter! Aber nun ließen sich die Tränen doch nicht mehr halten. Sie sprang auf und rannte in ihr Zimmer. Da kam mir eine Idee. Wie langsam doch manchmal der Groschen so fällt! Der Grenzer, der heute sein erstes Rendezvous hatte, war immerhin in der Nachbarstraße zu Besuch, und die Vorliebe für Motorräder bei meiner Tochter derart ausgeprägt, daß sie schon der ganze Stadtbezirk kannte.
Ich nahm meine Tochter ins Gebet. „Ist's denn wirklich so schlimm?"
Schluchzen. Und ein Blick, der mich auf der Stelle belehrte, daß ich von sowas reineweg wohl gar keine Ahnung haben müßte. Na gut, dann eben von der anderen Seite. „Du hast ihn gern?"
Nicken. Kopfschütteln. „Nun nicht mehr!"
Na, das war recht leise. „Hör mal, es kann auch wirklich etwas dazwischen gekommen sein." Dann ließ ich einen Versuchsballon auf: „Wie ich die Grenzer kenne, halten sie, was sie versprechen."
Große Augen, für zwei Groschen Hoffnung darin. Ich wußte, woran ich war. Und das, wo doch meine Tochter nicht sehr große Sympathien für Uniformen besaß. Sie waren nach ihrer Erfahrung mit wenig Familienleben verbunden.

Am nächsten Tag war die JAWA wieder da, leicht angekratzt. So hatte sie eine Funkwagenbesatzung gefunden, im Park. Hätten die Genossen nun auch gleich noch den Fahrer entdeckt – das Glück wäre perfekt gewesen. Dem war aber natürlich nicht so. Es blieb uns also zunächst nichts anderes übrig, als uns in der Gegend von Heinzes Urlaubsdomizil umzusehen, wer wohl zur entsprechenden Zeit im Hause oder in der Nähe gewesen sein konnte.

„Und," meinte Storch, „wenn nun ein Spaziergänger das Ding geklaut hat?"

„Gestohlen", verbesserte Haberkorn mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit. „Gestohlen", wiederholte er genußvoll, „wird sie kaum ein zufälliger Passant haben. Zumindest kenne ich keinen Fall dieser Art bisher. Aber, naja, möglich ist's schon."

„Ist es schon" warf Storch sanft ein. Dann verschwanden sie beide.

Kaum eine Stunde später war Storch wieder da, gemeinsam mit einem mir Unbekannten, der Peter Hasel hieß, dreiundzwanzig Jahre alt war und im selben Hause wohnte, wie zur Zeit Gerd Heinze. Er sollte eine angeblich wichtige Aussage hier bei mir wiederholen.

„Wissen Sie, Herr Hauptmann", begann er, „ich hab' gerade Urlaub. Na, und da war ich vorgestern abend im ‚Goldenen Lamm'. Da kann man in Ruhe seine Molle zischen, und zum Dreimännerskat findet man auch oft einen. Auch ein Eisbein gibt's da, also das können Sie sich gar nicht vorstellen."

„Schön", unterbrach ich ihn, „aber sicher sind Sie nicht nur hier, um mir etwas über das Eisbein aus dem ‚Goldenen Lamm' zu erzählen."

Also, Hasel hatte auch zwei Skater aufgetrieben. Ein Bier gab dem anderen das Geleit, kurzum, gegen Feierabend waren alle drei sternhagelvoll gewesen. Einen der Skater hatte es besonders hart erwischt, der hatte beim Aufbruch schon die Tür mit der Speiseluke verwechselt. Peter Hasel hatte ihn kurzerhand zu sich mit nach Hause genommen, damit unterwegs nichts passiere.

„Wie heißt dieser Mann eigentlich?" fragte ich und: „Was hat das alles mit unserer Motorradgeschichte zu tun?"

„Das will ich ja die ganze Zeit schon erklären. Heißen tut er Kutte, eh, Kurt wollte ich sagen. Mehr weiß ich nicht. Beim Skat schreibt man ja bloß die Vornamen."

„Wie er aussah, wissen Sie aber hoffentlich noch", meinte Storch.

„Naja, meine Größe hatte er und auch etwa meine Figur. Wahrscheinlich war er auch ungefähr so alt wie ich. Und 'ne grüne Lederjacke hat er angehabt."

„Vielleicht wissen Sie, wo der Herr wohnt", ermunterte ihn Haberkorn, der inzwischen ebenfalls ins Zimmer getreten war.

„Keine Ahnung. Der hat bloß immer gelallt, daß er 'ne Stunde mit der S-Bahn fahren müsse. Darum habe ich ihn ja mitgenommen, der wäre womöglich noch aus dem Zug gefallen."

„Soweit, so gut, Herr Hasel; trotzdem weiß ich noch immer nicht, was das mit dem Motorrad zu tun hat."

„Kommt ja gleich, Herr Hauptmann. Der hat nämlich bis Mittag durchgeschlafen, als wenn er tot wäre. Aber dann wollte er ganz plötz-

Illustrationen: Klaus Ensikat



lich los. Seine Verlobte warte, hat er gesagt und ist abgehauen. Aber, geglaubt hab ich ihm das nicht ganz."
„Wieso denn nicht?"
„Na, der wäre nie im Leben wach geworden, wenn nicht der Soldat so'n Radau mit seiner Maschine gemacht hätte, als er kam. Ich bin ja auch erst davon munter geworden. Dem Grenzer erzähl ich sowieso noch was! Der reißt jedesmal den Gashebel soweit auf, daß bald das ganze Haus zusammenfällt. Immer, bevor er den Motor abstellt. Das geht einem richtig auf'n Sender."
Ein Glück, daß gerade das Telefon mal klingelte, eine Anzeige wegen ruhestörenden Lärms wäre unter Garantie das Nächste gewesen, was wir zu hören bekommen hätten. Haberkorn erbarmte sich des Anrufs.
„Ja, und was war denn nun mit Kurt?" führte Storch das Gespräch wieder auf die Hauptsache zurück.
„Naja, sagte ich doch schon, der zog sich an und haute ab, mit einem Affentempo. Deswegen bin ich ja hier. Das ganze Haus redet nämlich schon über ein geklautes Motorrad."
Haberkorn hüstelte mokant, Storch feixte – und ich ärgerte mich. Hatte doch der Grenzer die Klappe nicht halten können.
Hasel fuhr fort: „Deshalb frage ich mich die ganze Zeit schon, ob nicht der Kutte mit dem Ding los ist. Denn gleich nachdem er 'raus war, knatterte unten die Heulboje wieder los. Volles Rohr und ab in Richtung Gartenstraße."
Ich wurde etwas ungehalten. „Warum sind Sie dann nicht gleich gestern zu uns gekommen? Das hätte uns viel Arbeit erspart."
„Wollte ich ja auch. Aber mit meiner Fahne? Wer hätte mir denn da was geglaubt?"
„Zumindest genausowenig, wie wir Ihnen heute glauben", fuhr ihm Haberkorn recht energisch in die Parade. „Das Märchen mit dem Großen Unbekannten hätten Sie sich sparen können, so neu ist das nämlich nicht. Kein Kurt, sondern Sie sind mit dem Motorrad des Grenzgefreiten gefahren. Und den Unfall haben Sie auch verursacht."
„Sie! Das geht wohl schlecht, wenn ich im Bett liege!" Hasel war wütend, man sah es.
„Dann, bitteschön", und jetzt wurde Haberkorn auffällig höflich, „sagen Sie uns, wie Sie – im Bett, im dritten Stock – festgestellt haben, daß das Motorrad in Richtung Gartenstraße gefahren wurde."
„Na, wenn einer in die andere Richtung gefahren wäre, hätte er erst wenden müssen, und das hört man."
„Erstens kann man in Ihrer Straße nur schwer im Fahren wenden, dazu ist sie nämlich zu schmal. Zweitens, selbst wenn es ginge, woher wußten Sie denn – im dritten Stock, im Bett – auf welcher Straßenseite das Krad geparkt war? Und, ehe Sie noch weiter lügen, das Telefongespräch eben kam von unseren Kriminaltechnikern. An Ihrer grünen Lederjacke, die ich vorhin unter der Kellertreppe entdeckte, befinden sich Schabestellen. Und darin wiederum Spuren von genau dem roten Kies, der bei den Bauarbeiten in der Gartenstraße verwendet wird."
Hasel war einen Augenblick sprachlos. Dann faßte er sich wieder. „Ich sagte doch schon, daß Kutte solch eine Jacke hatte. Bestimmt ist es seine", erklärte er lässig.
Meister Storch lachte auf einmal so laut los, daß wir ihn erstaunt ansahen. „Hören Sie mal gut zu", sagte er, als er sich wieder beruhigt hatte. „Bevor er losfuhr, kann er die Jacke nicht versteckt haben – Ihr Großer Unbekannter. Woher sollten dann die Unfallspuren kommen? Und daß er nach seiner Fahrerflucht am Ort seines Diebstahls wieder aufkreuzte, das glauben Sie wohl selber nicht."
„Zudem...", Haberkorn schaltete sich wieder in das Gespräch ein, „...zudem müßte er dann noch in aller Seelenruhe Ihren Namen in das Jackenfutter gepinselt haben – und zwar so gekonnt, daß es aussieht, wie mindestens ein Jahr alt. Nee, nee, der Sack ist zu – oder sollen wir erst noch die Schriftsachverständigen bemühen?"
Hasel gab auf.

Ich bat den Grenzer noch einmal zu mir und übergab ihm die Maschine. Allerdings nicht, ohne ihn zu belehren, daß ein Motorrad keine Sirene und überdies beim Abstellen zu sichern sei. Als er ging, fiel mir noch etwas ein.
„Ach, Genosse Heinze?"
„Ja, bitte?"
„Da wäre..., also ich habe mal eine Bitte an Sie. Sie sind doch von Hause aus Autoschlosser. An meinem Trabant klappert irgendwas, besonders im ersten Gang. Könnten Sie nicht mal? Vielleicht so gegen sieben?"
Um sieben klingelte es. Noch ehe mein wohlerzogenes Töchterlein an der Tür sein konnte, hatte ich Gerd bereits ins Wohnzimmer bugsiert. Dann ging ich in die Küche.
„Karin, hol uns doch bitte mal eine Flasche Wein aus dem Keller, da ist überraschend Besuch gekommen. Bring sie dann gleich ins Wohnzimmer. Und zieh dich um. Vor Gästen turnt man nicht in Niethosen herum."
Unter uns, mein Trabant läuft seit eh und je wie geschmiert. Ich hab' ja schließlich selbst mal Kfz.-Schlosser gelernt. Und die graue JAWA schob Gerd später in meine Garage. Da würde er sie garantiert wiederfinden. Am nächsten Morgen, wenn der Wein keinen Schaden mehr anrichten konnte.



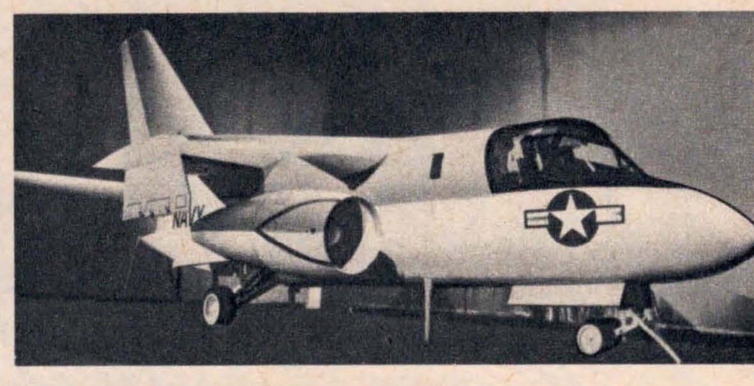


JOSEPH VON EICHENDORFF

Dein Bildnis wunderselig
Hab' ich im Herzensgrund,
Das sieht so frisch und fröhlich
Mich an zu jeder Stund'.

Mein Herz still in sich singet
Ein altes, schönes Lied,
Das in die Luft sich schwinget
Und zu dir eilig zieht.



**Neuer TATRA für Tschechoslowakische Volksarmee**

TATRA 148 VN heißt der neue geländegängige 6 × 6-LKW der Tschechoslowakischen Volksarmee, der kürzlich seine Erprobung bestand. Das Fahrzeug wurde speziell für die Bedürfnisse der Armee entwickelt. Seine Parameter liegen über denen des T 138. Es ist vorgesehen, demnächst die Leistung des Motors auf 200 PS zu steigern. Die wichtigsten taktisch-technischen Daten sind: Masse (leer) 10 250 kg; Länge 8545 mm; Breite 2500 mm; Höhe 2590 bis 3066 mm (mit Plane); Nutzlast 12 000 kp; Motor T-928-17/180 PS bei 2000 U/min; Höchstgeschwindigkeit 71,2 km/h.

**U-Jagdflugzeug S-3 A für Flugzeugträger**

Unter der Bezeichnung S-3A wird im Auftrage der US-Navy bei Lockheed ein neues U-Boot-Jagdflugzeug entwickelt. In den nächsten fünf Jahren sollen 193 Stück dieses Typs gebaut werden. Das Flugzeug ist zum Einsatz von Flugzeugträgern aus vorgesehen und mit zahlreichen Aufspür- und Suchgeräten ausgerüstet. Der Antrieb erfolgt durch 2 General-Electric-GE-TF-34-Triebwerke zu je 13154 kp Schub, die der Maschine eine Geschwindigkeit von 766 km/h verleihen. Die Reichweite soll 4600 km betragen. Zur Bekämpfung von Seezielen ist die Bewaffnung mit „Bullpup"-Lenkwaffen vorgesehen.



**Panzer unter Wasser**

Die Unterwasserfahrt der Panzer gehört zum Ausbildungsprogramm in densozialistischen Armeen. Alle modernen sowjetischen Panzertypen sind daher mit entsprechenden technischen Einrichtungen versehen. Bei der übungsmäßigen Unterwasserfahrt wird auf den Turm ein Schacht gesetzt, der als Ausstieg für die Besatzung dient.



**Aufklärungsfahrzeug „Twister" in Erprobung**

Seit 1966 wird in den USA ein speziell für die Panzeraufklärung vorgesehenes „Hochleistungsfahrzeug" unter der Bezeichnung „TWISTER" XM 808 entwickelt. Das Fahrzeug soll hohen Anforderungen hinsichtlich Geländefahrt, Leistungsgewicht, Anzugskraft und Lenkbarkeit gerecht werden. Besondere Merkmale dieses Fahrzeuges sind, daß es aus zwei Teilen besteht, die durch ein Kardangelenk verbunden sind, und daß Vorder- und Hinterteil über je einen Motor verfügen. Seit einem Jahr befindet sich der „TWISTER" in der Heereserprobung. Seine Gefechtsmasse beträgt 9 t, der Wendekreis nur 6 m. Die Höchstgeschwindigkeit wird mit 100 km/h angegeben.

**Metallose Panzerminen**

Der Jugoslawischen Volksarmee ist 1970 eine neue Panzerminenart zugeführt worden, deren Körper aus Kunststoff, Zement und Asbest besteht. Bei einem Druck von 180 kp aktiviert der Zünder die Mine. Wegen der metallosen

Bauweise kann diese Panzermine von konventionellen Suchgeräten nicht festgestellt werden.

### Bergevorrichtung für Geschütze

Neuerer der NVA konstruierten eine Bergevorrichtung für fahruntüchtige Geschütze aller Typen bis zum Kaliber 122 mm. Nach dem Prinzip des Bergebalkens gebaut, hat die Vorrichtung statt Gleitflächen Räderpaare erhalten, um als Nachläufer für LKW eingesetzt zu werden. Das Gerät kann mit einer Geschwindigkeit von 30 km/h gefahren werden.

### Feldradar

In den Manövern des letzten Jahres setzten polnische und tschechoslowakische Einheiten mehrfach ein neuartiges Feldradar ein. Das Gerät ist leicht und handlich. Es besteht aus dem Ortungsteil und dem tragbaren batteriebetriebenen Sender. Die Versuche verliefen erfolgreich.

### Französischer schwimmfähiger SPW

BL 12 lautet die Bezeichnung des neuesten französischen SPW. Das Fahrzeug ist schwimmfähig und allseitig leicht gepanzert. Der Panzerschutz sichert die Besatzung vor der Wirkung leichter Infanteriewaffen.
Die Gefechtsmasse des BL 12 beträgt 10 t. 12 Mann bilden die Besatzung. Ein 6-Zylinder-Dieselmotor mit 180 PS Leistung verleiht dem SPW eine Geschwindigkeit von maximal 80 km/h.

### Japans Neurüstung

Die japanischen Streitkräfte werden in den kommenden Jahren weiter mit modernen Waffen, Flugzeugen und Schiffen ausgerüstet. Neben einer eigenständigen Panzer- und Schützenpanzerentwicklung (die Typen sind nunmehr serienreif) wird auch die Artillerie modernisiert. Sie wird mit Boden-Boden-Raketen vom Typ RKT-30 ausgerüstet. Diese Raketen auf Doppelstartlafette haben eine Reichweite von 25 km.

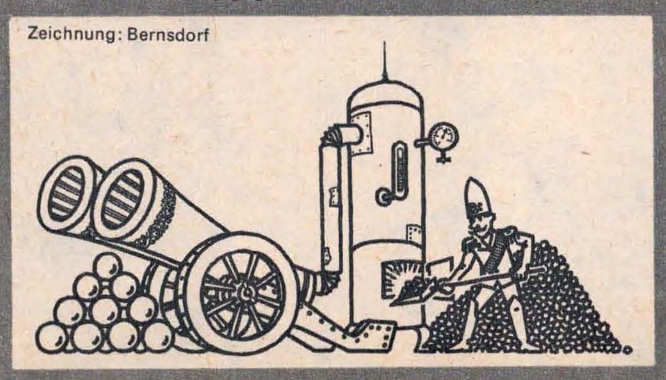



### Das Dampfgeschütz

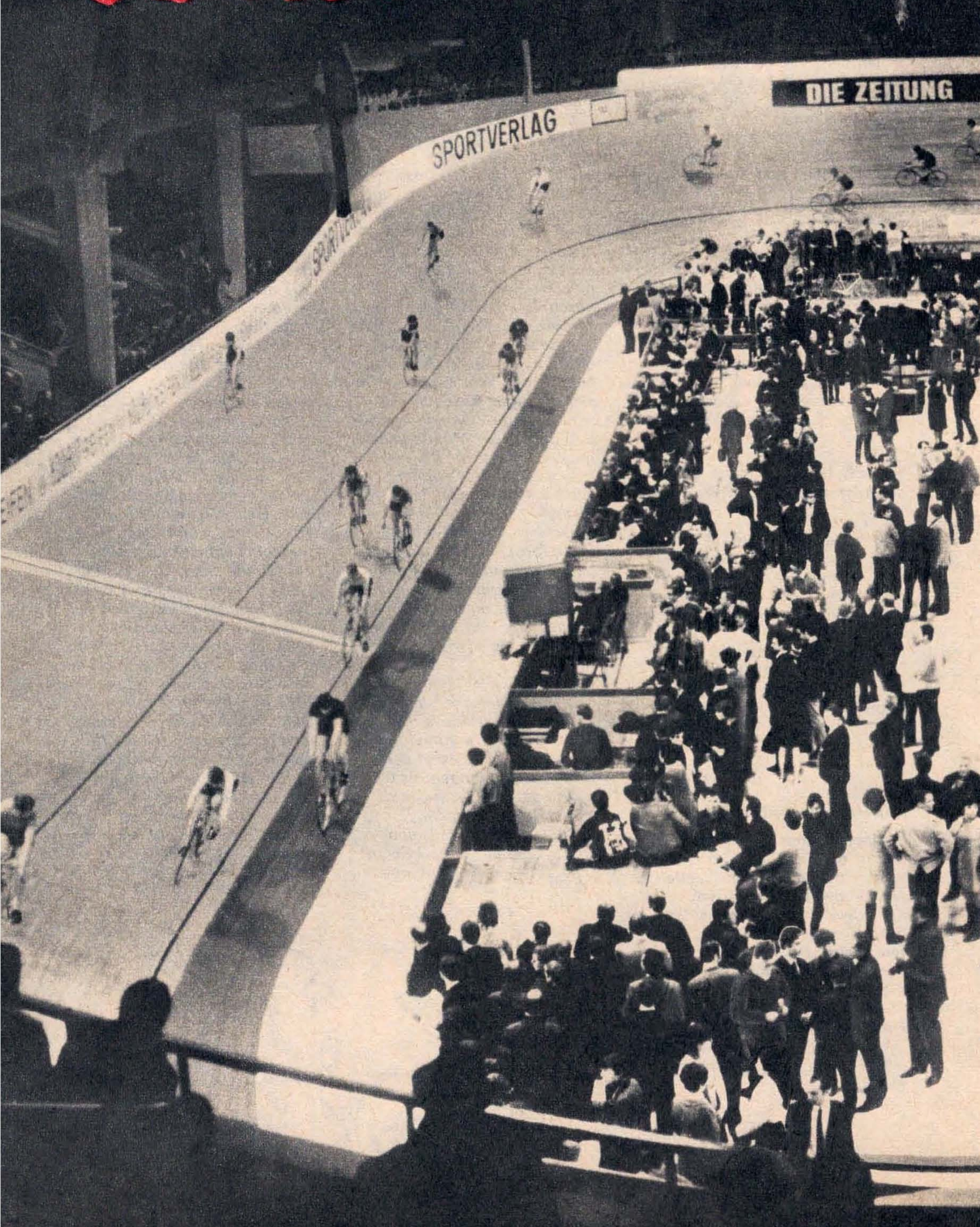
*Über 100 Jahre lang versuchten findige Köpfe aus aller Herren Länder, die Expansionskraft des Dampfes für militärische Zwecke auszunutzen. Schon 1745 soll in London eine Dampfkanone existiert haben, die durch die Kraft des Wasserdampfes ihre Kugeln „fortschleuderte".*
*1805 unternahm James Watt Versuche, ein Dampfgeschütz zu bauen. Kurz darauf verfiel der Franzose Girard auf die Idee, ein solches Geschütz zu konstruieren. 1814 baute er mehrere sechsläufige Dampfgeschütze, deren Konstruktion Napoleon gut fand. Auf einer Lafette waren ein Dampfkessel und 6 Flintenläufe als Hinterlader angebracht. Ein derartiges sechsläufiges Geschütz soll eine Feuergeschwindigkeit von 900 Schuß pro Minute gehabt haben. Auf Befehl von Napoleon wurden 1815 hinter den Wällen von Paris, außer mehreren Batterien dieser Maschinen, noch 2-Rohr-Dampfgeschütze mit den nötigen Kugeln und Steinkohlen bevorratet eingebaut. Sie gelangten aber nicht zum Einsatz, sondern wurden vor Ankunft der verbündeten Heere vernichtet.*
*1823 wurden in London von dem amerikanischen Ingenieur Perkins neue Modelle der Dampfgeschütze vorgeführt, die großes Interesse in der Öffentlichkeit fanden. Es wurden folgende Leistungen demonstriert: Bleikugeln vom Kaliber 7,09 Pariser Linien (= 15,994 mm) auf 50 Schritt (= 37,5 m) Entfernung gegen ein Eisenblech geschossen, wurden auf die Hälfte zusammengedrückt und in der Breite auf das Dreifache vergrößert. Die Durchschlagskraft wurde wie folgt festgestellt: Elf einzöllige Tannenholzbretter die mit je einem Zoll Abstand hintereinander aufgestellt waren, wurden glatt durchschlagen.*
*Um eine hohe Feuergeschwindigkeit zu erreichen, hatte der Konstrukteur ein Rad mit fünf Trichtern angebaut. Jeder Trichter barg 54 Kugeln, die während des Schießens in die Öffnung des Laufes fielen. So wurde eine Leistung von 250 Schuß in der Minute ermöglicht.*
*1827 brachte Perkins in Greenwich ein verbessertes Dampfgeschütz heraus. Auf eine 207 m entfernte Scheibe wurden 2520 Schüsse in anderthalb Stunden abgegeben. Hierbei wurde ein sechspfündiges Kanonenrohr mit 20 Kugeltrichtern anstelle des Flintenlaufes verwendet. Die Druckleistung betrug 51 at.*
*1835 führte derselbe Ingenieur ein Dampfgeschütz vor, das vierpfündige Kugeln verschoß. Später hat der bekannte Techniker Henry Bessemer (geb. 1813) eine Dampfschießmaschine entwickelt, die in der Minute „mehrere Tausend" Gewehrkugeln mit 380 m/s Geschwindigkeit verschießen konnte. Das war eine höhere Anfangsgeschwindigkeit als sie die seinerzeit im Gebrauch befindlichen Zündnadelgewehre (341 m/s) hatten.*
*Damals war man in Fachkreisen davon überzeugt, daß noch höhere Leistungen möglich wären, wenn man Dampf über 100 at in ausreichender Menge und in den notwendigen kurzen Zeitabständen verfügbar hätte.*

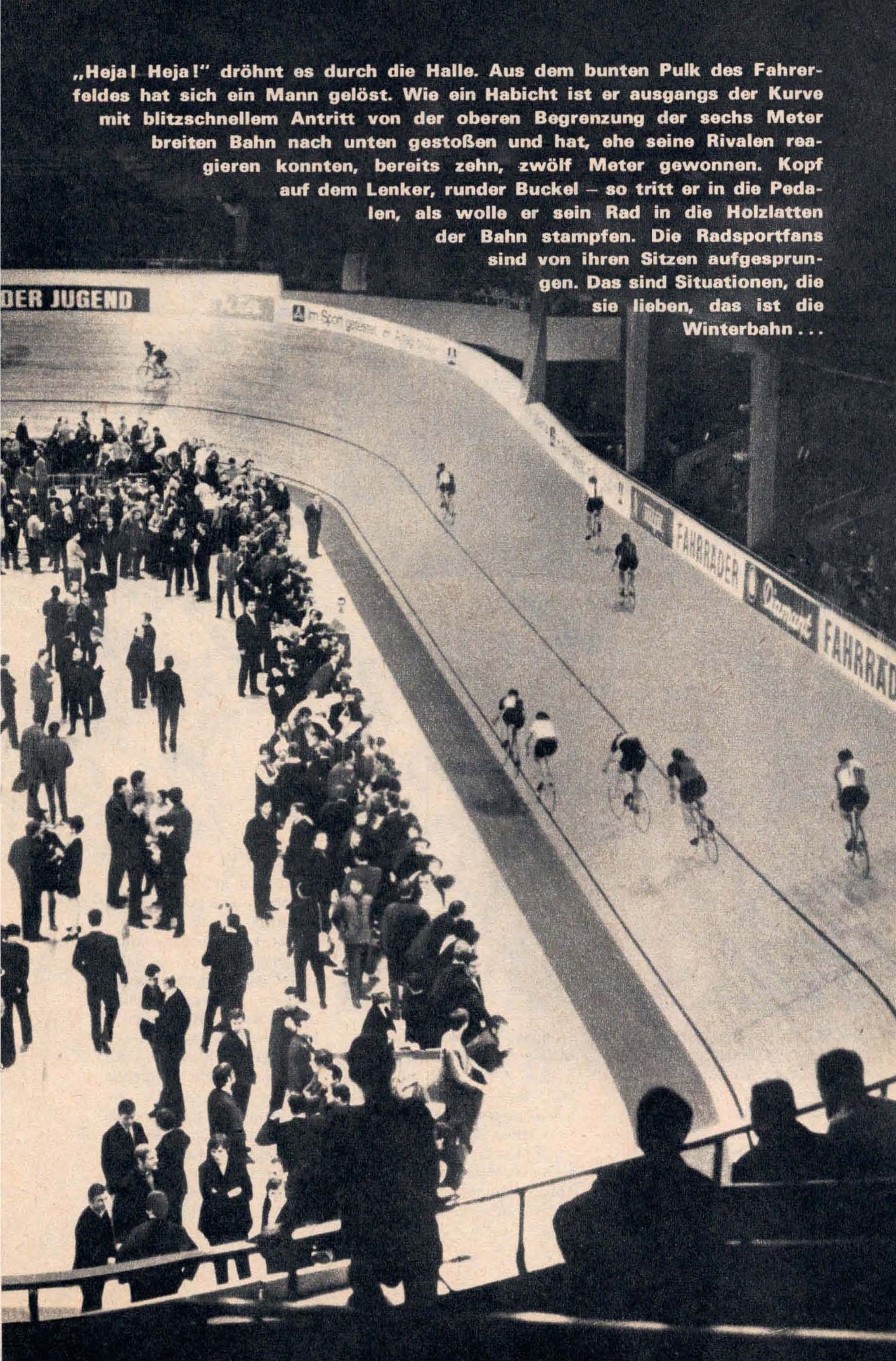
E. May

Zeichnung: Bernsdorf



# Und wieder Winterbahn



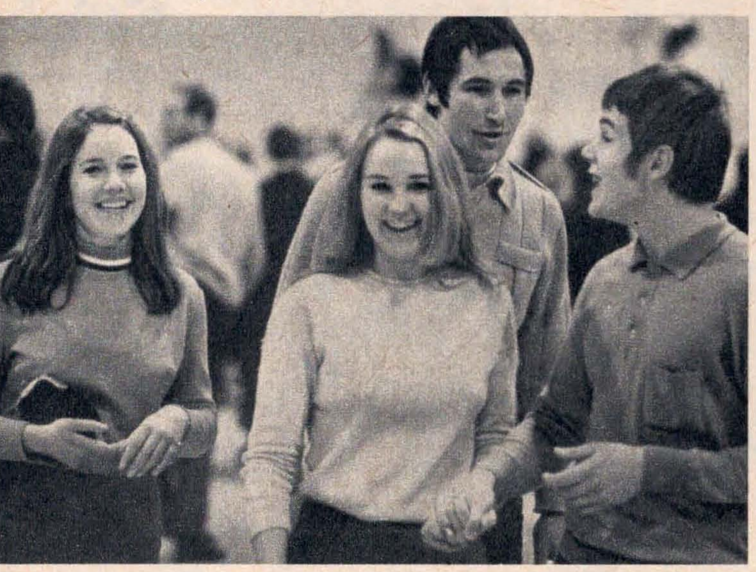



„Heja! Heja!" dröhnt es durch die Halle. Aus dem bunten Pulk des Fahrerfeldes hat sich ein Mann gelöst. Wie ein Habicht ist er ausgangs der Kurve mit blitzschnellem Antritt von der oberen Begrenzung der sechs Meter breiten Bahn nach unten gestoßen und hat, ehe seine Rivalen reagieren konnten, bereits zehn, zwölf Meter gewonnen. Kopf auf dem Lenker, runder Buckel – so tritt er in die Pedalen, als wolle er sein Rad in die Holzlatten der Bahn stampfen. Die Radsportfans sind von ihren Sitzen aufgesprungen. Das sind Situationen, die sie lieben, das ist die Winterbahn ...

Wen zieht es nicht alles in die Halle, wenn es draußen friert und schneit. Nicht bloß Judoka, Ringer, Boxer, Basketballer, Volleyballer – ihnen sind ja die Sporthallen ständige Trainings- und Wettkampfstätten – auch viele der eigentlichen „Freiluft"-Sportler. Hallenturniere in Berlin, Halle und Erfurt gehören schon zum festen Winterprogramm der Fußballer. Den Leichtathleten genügen einfache Sportfeste im Warmen nicht mehr, sie ermitteln bereits ihre Halleneuropameister, und die Handballer, einst nur draußen auf dem großen Feld zu Hause, sind ja nun bei uns wie in den meisten Ländern Europas sogar ganz vom grünen Rasen aufs Hallenparkett umgestiegen...

„Rundengewinn für den Fahrer mit der Nummer Neunundzwanzig, Wolfgang Wesemann, ASK Leipzig!" Kaum ist die



Stimme des Sprechers im tosenden Beifall zu verstehen. Der Ausreißversuch ist geglückt. Die Neunundzwanzig hat den letzten Mann des Feldes wieder erreicht. „Rundengewinn geht über alle Punkte", heißt es im Reglement. Also führt der ASK-Fahrer jetzt...

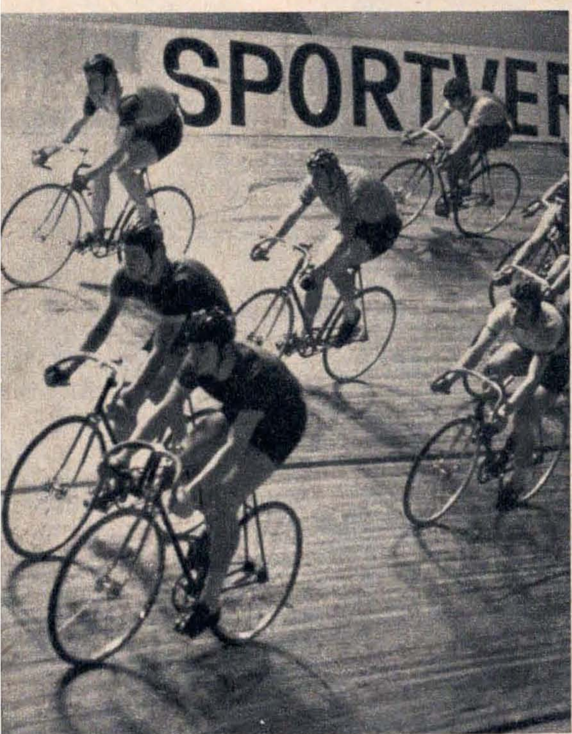
Wolfgangs Metier ist eigentlich weniger das Lattenoval der Berliner Werner-Seelenbinder-Halle. Sein normaler Trainings- und Wettkampfalltag führt ihn Hunderte und Tausende Kilometer über die Landstraßen, steile Hügel hinauf, gewagte Abfahrten hinab.

Jedes Jahr im Februar aber zieht er mit seinen ASK-Straßenfahrer„kollegen" Dieter Gonschorek, Werner Weißmann, Horst Willgruber und der übrigen Spitzenklasse des DDR-Straßenrennsports zur Winterbahn nach Berlin. Nicht, weil sie aus Angst vor dem Wetter oder aus Bequemlichkeit Zuflucht in der Halle suchen – ihre Wettkampfhärte haben sie bei vielen Unwetter-



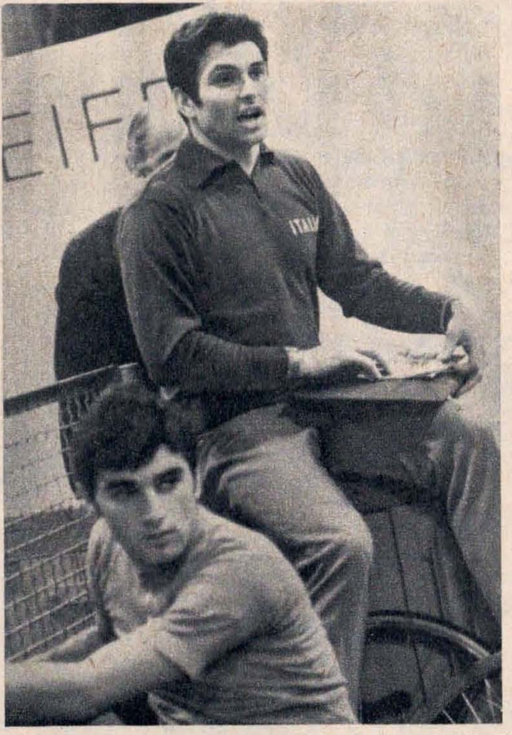
fahrten genug bewiesen – sondern weil sie hier echte Trainings- und Wettkampfmöglichkeiten finden. Natürlich haben sie es gegen die Bahnfahrer, die Spezialisten, schwer, aber die spritzige Atmosphäre der Halle, die anspornende hautnahe Bindung zum begeistert mitgehenden Publikum machen die Winterbahnrennen für die sonst meist auf einsamer Landstraße strampelnden Straßenfahrer zum Erlebnis. Und viel können sie hier mitnehmen für ihre Rennen im Freien: Spurtschnelligkeit für das Etappenziel, Steuersicher-


3 2


SPORTVER



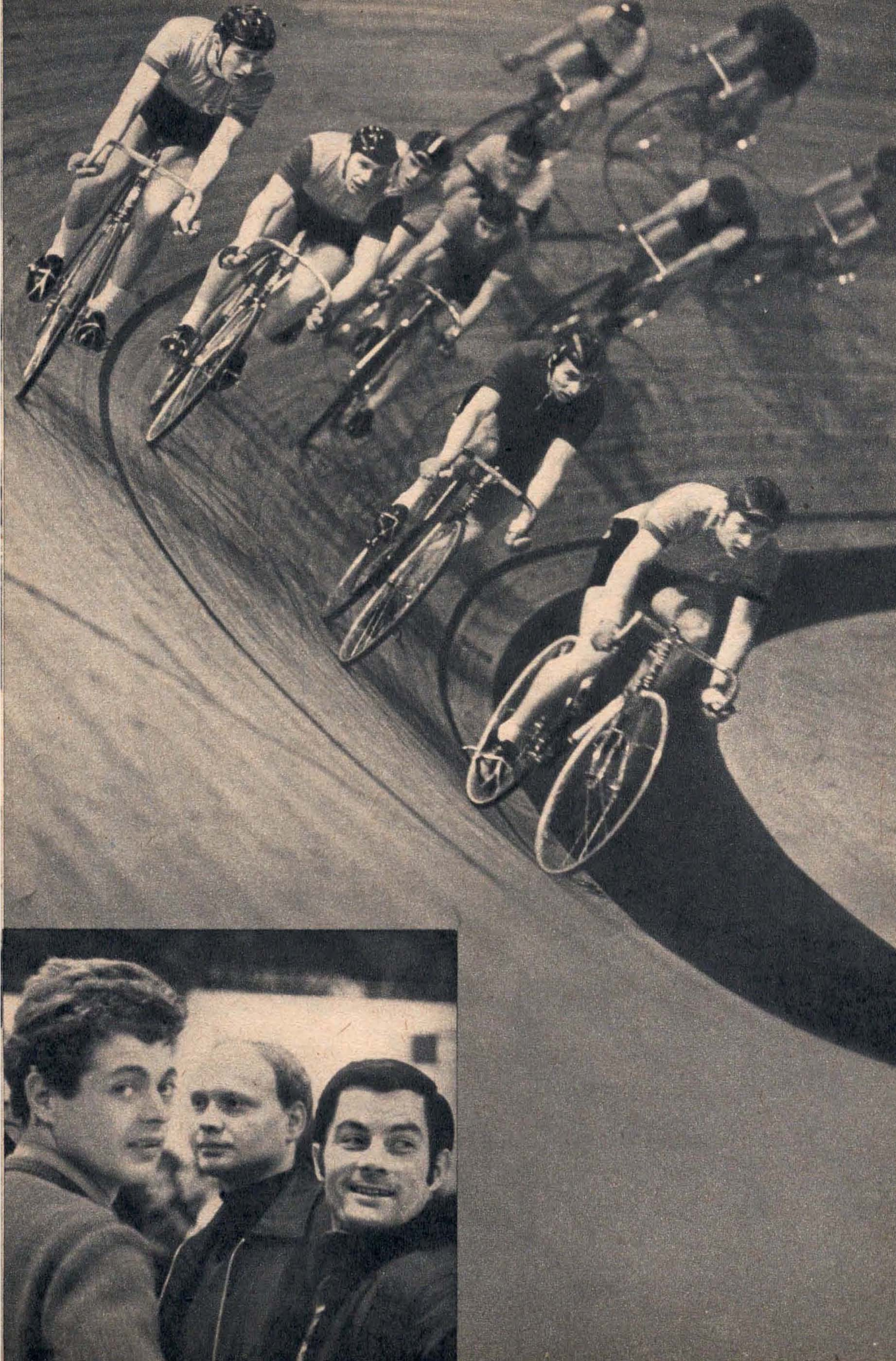

Sport ge



heit für eine Massenankunft in enger Stadioneinfahrt, sehr wichtige Eigenschaften, denn Alleinfahrten bis ins Ziel entscheiden heute kaum noch Rennen auf der Straße.
„Beim ersten Mal ist es aber nicht leicht", meint Unterleutnant Dieter Gonschorek, eins der Straßenasse unserer Republik. „Von der Straße auf die enge Bahn ist es eine ganz schöne Umstellung." Nur 171 Meter lang ist die Bahn, 6 Meter breit, die Kurven 51 Grad überhöht – und dann bis zu dreißig mit fünfzig, sechzig Stundenkilometern spurtende Fahrer.
Dieter Gonschorek hat ein bißchen „Dampf" vor jedem Rennen: „Wenn es bei dem Gedränge kurz vor dir einen hinhaut, bist du mit dran. Und ein Sturz ist hier auch nicht gerade angenehm. Es gibt ganz schöne Verbrennungen, wenn man auf dem Oberschenkel über das Holz rutscht. Und dann die Kurven! Den Anfänger trägt es automatisch nach oben. Hier das S von der Sportverlag-Reklame an der Planke, das war meins. Da bin ich bei meinem ersten Rennen gelandet."
Routine, Erfahrung, Risikobereitschaft sind also gefragt auf der Winterbahn.
Günter Hoffmann, langjähriger ASK-Fahrer und einer unserer zuverlässigsten Friedensfahrer der letzten zehn Jahre, heute Ingenieur-Student, bestätigt es: „Wir waren ständige Gäste auf der Winterbahn und haben dort viel gelernt. Es war immer eine prima Ergänzung zum Straßentraining. Und bei der tollen Atmosphäre hat's auch viel Spaß gemacht." –
Jetzt sind nur drei Fahrer auf der Bahn. Sprint steht auf dem Programm. Im Moment aber stehen die drei „Hallenfüchse" auf ihren Rädern und bewegen sich keinen Zentimeter vom Fleck. Keiner will führen, jeder will den Spurt aus der zweiten Position beginnen Da löst sich einer. Argwöhnisch nach hinten blickend, um vom plötzlichen Antritt seiner Gegner nicht überrascht zu werden, beginnt er, seine Runden zu drehen. Die Jagd fängt an . . .
Natürlich waren auch die Bahnspezialisten des ASK immer dabei. In den letzten beiden Jahren allerdings nicht mit den großen Erfolgen. Der Gefreite Jürgen Tächl, die Stabsgefreiten Christian Petersen und Thomas Gleißner sind noch junge Fahrer, knapp über die Zwanzig. Sie müssen noch viel lernen. Das wollen und können sie bei ihrem Trainer Oberleutnant Hans-Jürgen Klunker, der über eine langjährige Winterbahnpraxis verfügt und alle Kniffe und Tricks genau kennt. 1960 war er zum ersten Mal dabei, und bald gehörte er zu den Sprint-Chefs auf der Holzpiste. Dreimal, 1963, 1965 und 1966, gewann Hans-Jürgen Klunker die Internationale Sprintmeisterschaft gegen stärkste Konkurrenz, denn die Berliner Winterbahn, die einzige Bahn ihrer Art für die Amateurradsportler in Europa, zieht alljährlich die besten Fahrer aus vielen Ländern an. 1966 schlug der Leipziger Armeesportler hier den Sprintweltmeister Pchakadse (UdSSR), Vizeweltmeister Turrini (Italien) und die beiden französischen Weltklassesprinter Morelon und Trentin.
Da knistert es natürlich in der fast ständig ausverkauften Halle, genauso, wenn die Zweier-Mannschaften ihre Runden drehen. Jagd folgt auf Jagd, Überrundungen, Prämien- und Punktespurts – die Spannung läßt nicht nach, weder für die Zuschauer noch für die Fahrer. „Wenn man ein paar Stunden um die Bahn kreist, muß man sich am Schluß erst mal orientieren, um die richtige Seite zum Ausgang zu finden" erzählt Oberfeldwebel Hans-Joachim Haustein. „Sogar nachts im Bett fährt man manchmal noch im Kreise", ergänzt sein „Zweier"-Partner Feldwebel Horst Willgruber . . .
Wieder sind die Radsportler auf die Winterbahn gezogen. Das „Heja! Heja!" dröhnt wieder durch die Halle. Und wie seit Jahren sind auch die ASK-Fahrer wieder dabei.



Wi.



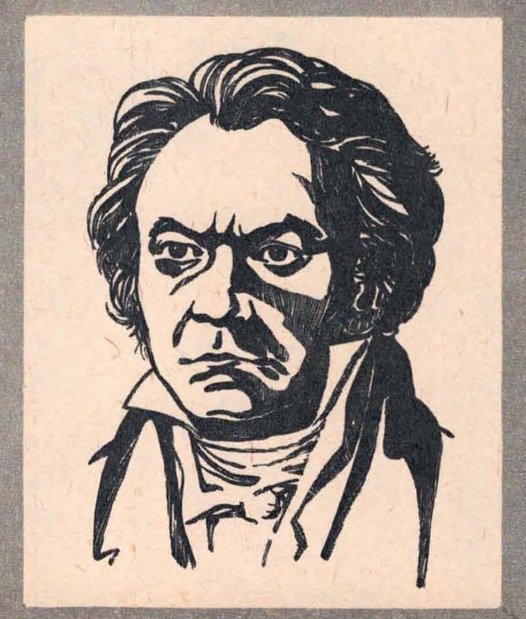
# Die Wehr an der Seite

**„Um eines bösen Stündleins willen muß man ein ganz' Jahr die Wahr an der Seite tragen." Einealte Volksweisheit, verdichtete Erfahrung von Generationen. Seit fünfzehn „ganz' Jahr" wacht auch die Nationale Volksarmee darüber, daß es ausbleibt, jenes „böse Stündlein" – und daß uns bleibt, was wir gemeinsam schaffen. „Die Wehr an der Seite" ist eine moderne sozialistische Armee, eng mit dem werktätigen Volk der Republik verbunden und ihm dienend. Und so sei zu ihrem 15. Jahrestag gefragt, was Sie, liebe Leser, wissen über die Nationale Volksarmee. 10 Fragen sind zu beantworten – möglichst auf dem nebenstehenden „Tipschein"; jeweils eine der drei unter a, b und c vorgegebenen Antworten ist richtig. Kreuzen Sie also bitte jene an, die Sie für die richtige halten und schicken Sie Ihren „Tipschein" bis zum 10. März 1971 an unsere Adresse: Redaktion „Armee-Rundschau", 1055 Berlin, Postfach 7986 – Kennwort: 1000-Mark-Preisausschreiben. Die Gewinner werden unter Ausschluß des Rechtsweges durch das Los ermittelt.**

## 1.

Bei vielen Paraden ist er zu hören: Der Yorksche Marsch, komponiert von dem Mann auf unserem Bild und seit 15 Jahren als Präsentiermarsch der NVA gespielt. Wer also ist der Komponist?

a) Ludwig van Beethoven
b) Georg Friedrich Händel
c) Richard Wagner






## 2.

Vollmotorisierung ist Trumpf in der NVA. Was meinen Sie, wieviel PS Motorenleistung heute im Durchschnitt auf einen Soldaten kommen?

a) 21 PS
b) 27 PS
c) 30 PS

## 3.

Drei gemeinsame Manöver fanden bisher in der DDR statt. Bei zweien waren neben der NVA die sowjetische, die polnische und die tschechoslowakische Volksarmee beteiligt, bei einem alle sieben Armeen des Warschauer Vertrages. Wie hieß das erste dieser gemeinsamen Manöver?

a) Oktobersturm
b) Quartett
c) Waffenbrüderschaft

## 4.

Dieses Schulterstück kennzeichnet einen Dienstgrad der NVA, der bei der Volksmarine einen anderen Namen hat als bei den anderen Teilstreitkräften. Wie also nennt man einen Angehörigen der Volksmarine mit diesem Dienstgrad?

a) Feldwebel
b) Meister
c) Wachtmeister

## 5.

In einem bedeutsamen Dokument heißt es: „Der Schutz des Friedens und des sozialistischen Vaterlandes und seiner Errungenschaften ist Recht und Ehrenpflicht der Bürger der DDR." Wo steht das?

a) Verfassung der DDR
b) Programm der SED
c) Gesetz über die Schaffung der NVA

## 6.

Im sozialistischen Wettbewerb „Salut 25 – jederzeit gefechtsbereit" zum 25. Jahrestag der Gründung der SED geht es allerorten in der NVA um Höchstleistungen – auch in der Militärischen Körperertüchtigung. Was meinen Sie, wie weit der Soldat im ersten Diensthalbjahr die Handgranate werfen muß, um hierbei die Note 1 zu kriegen?

a) 30 m
b) 35 m
c) 45 m

## 7.

Die Note 2 in der Polit-Schulung, in den anderen Ausbildungszweigen, beim Erfüllen der geltenden Normen und bei der Wartung der Waffen bzw. der Kampftechnik, gute Disziplin und Ordnung sowie aktive Teilnahme an der gesellschaftlichen Arbeit – das sind die wesentlichen Bedingungen für eine bestimmte Soldatenauszeichnung. Worum handelt es sich?

a) Klassifizierungsabzeichen
b) Bestenabzeichen
c) Schützenschnur




**Auflösung aus Nr. 11/1970**
**1000-Mark-Preisausschreiben**

Jede Beteiligung an unserem Mode-Preisausschreiben wurde als Lösung gewertet und bot die Chance, einen der Preise zu gewinnen. Das Los entschied, und als Gewinner wurden ermittelt:

500,– Mark: Christa Funke, Lugau-Anbau.

50,– Mark: Soldat Ch. Strauch, Hirschberg; Uwe Groß, Senftenberg; Offiziersschüler Wilfried Sauer, Kamenz; Jutta Schnall, Dresden.

20,– Mark: Soldat Dieter Hartmann, Oranienburg; Soldat Jürgen Jonas, Schönberg; Klaus Fleischmann, Berlin; Gabriele Leistner, Zwickau; Meister Jürgen Stephan, Wismar.

10,– Mark: A. Hoffmann, Aue; Ralf Rödiger, Scherbda; Reinhard Wolf, Angermünde; Soldat Erhard Naumann, Oranienburg; Steffi Maul, Jena-Lobeda; Stabsmatrose O. Ponelies, Rostock; Marlis Eigenwillig, Stiege; Offiziersschüler Heinz Hartmann, Plauen; Uwe Baudach, Senzig; Erika Thurow, Anklam; Erhard Dommes, Völpke; Kanonier Andreas Fischer, Leipzig; Annette Feldt, Apolda; Michael Pauly, Zittau; Wolfgang Hammerschmidt, Fürstenwalde; Helga Unruh, Stadtroda; Herbert Braunsdorf, Teterow; Pionier Rudolf Wetzel, Oranienburg; Anita Zell, Forst/L.; Flieger Rudi Michalke, Cottbus.

## 8.

In der NVA dienen bekanntlich nicht nur Wehrpflichtige, sondern auch viele Freiwillige. Wie lang ist die Mindestdienstzeit für Soldaten auf Zeit bei den Land- und Luftstreitkräften/Luftverteidigung sowie bei den Grenztruppen?

a) 2 bis 5 Jahre
b) 3 bis 6 Jahre
c) 6 bis 9 Jahre

## 9.

Solidarität mit dem kämpfenden vietnamesischen Volk üben auch die Angehörigen der NVA. Eine Form sind ihre Geldspenden. Wieviel mag da nach Ihrer Meinung seit 1966 zusammengekommen sein?

a) 10 Millionen Mark
b) 14 Millionen Mark
c) 22 Millionen Mark



## 10.

Diese drei militärischen Auszeichnungen wurden 1966 gestiftet. Welche ist die höchste?

a) Scharnhorst-Orden
b) Kampforden für Verdienste um Volk und Vaterland
c) Medaille für Waffenbrüderschaft

**AR-PREISAUSSCHREIBEN**

| Frage | Antwort | | |
|---|---|---|---|
| | a | b | c |
| 1 | | | |
| 2 | | | |
| 3 | | | |
| 4 | | | |
| 5 | | | |
| 6 | | | |
| 7 | | | |
| 8 | | | |
| 9 | | | |
| 10 | | | |




**BERLIN**

Tagung der Volkskammer. Am Rednerpult steht ein Mann Anfang der vierzig, von kräftiger Statur. Der Abgeordnete Günter Mähl von der Fraktion der National-Demokratischen Partei Deutschlands: „Weil die Arbeiterklasse führt und wir uns auf die Kraft des Volkseigentums stützen und die sozialistischen Produktionsverhältnisse nutzen, vertieft sich das feste Bündnis aller Klassen und Schichten."

Der Vorsitzende der PGH „Rohrtechnik" in Berlin-Pankow kann das auch mit der Entwicklung der eigenen PGH beweisen. Sie war die dritte im Berliner Stadtbezirk Pankow. Im Gründungsjahr 1958 lag der Umsatzplan bei 350000 Mark. 1970 ging es um die Vier-Millionen-Grenze.

In einem französischen Kriegsgefangenenlager an der Biskaya hatte er vom Vereinigungsparteitag von KPD und SPD gehört. Doch die Bedeutung des Händedrucks von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl verstand der 19jährige kaum. Kein Wunder, war er doch durch Hitlers Schulen gegangen und bestimmten doch im Lager die Feinde der Einheit der Arbeiterklasse das Bild, wurden jene, die sich der von der Französischen Kommunistischen Partei geführten Widerstandsbewegung angeschlossen hatten, als „Verräter" diffamiert.

Worum es auf dem Vereinigungsparteitag ging, sagte man ihm erst nach seiner Rückkehr in das Gebiet der heutigen DDR. Das war 1947. „In Eisenach sprachen Eisenbahner von der Kraft, die uns vorwärtsbringt, und sie meinten die SED. Ich aber bezog das Vorwärtskommen vor allem unmittelbar auf unseren Zug, denn ich wollte nach Hause. Aber das ‚Vorwärtsbringen' ist heute für mich bereits seit langem mit der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands verbunden."

Das Bündnis mit der Arbeiterklasse sichert den Handwerkern auch die Teilnahme an der Lenkung und Leitung des Staates. Günter Mähl wurde Abgeordneter im Stadtbezirk Pankow, dann Stadtverordneter der Hauptstadt und ist nun seit 1967 Mitglied der Volkskammer. Und er ist nicht nur ein Nehmender, sondern auch ein Gebender.

„Wir sehen unsere vornehmste Bündnisverpflichtung darin, den Angehörigen der Arbeiterklasse nachzueifern, die als kühne Erbauer des Stadtzentrums und des Leninplatzes ... ihr Bestes geben." So hieß es in ihrem Wettbewerbsbeschluß zu Ehren des 100. Geburtstages Lenins. Die Betriebsparteiorganisation der SED in der PGH zählte zu seinen Initiatoren. Mit ihr arbeitet der Vorsitzende eng zusammen. Nebenbei bemerkt: der Parteisekretär ist zugleich Leiter des Reservistenkollektivs der PGH.

Mit seinen Berufskollegen spricht Günter Mähl immer wieder über die Bedeutung der Kooperation mit volkseigenen Betrieben, den Zentren der Arbeiterklasse, setzt sich aber auch energisch mit denen auseinander, die Arbeitskräfte aus den volkseigenen Betrieben abwerben, so die vorrangige Entwicklung der strukturbestimmenden Zweige störend.

Und noch eines: Günter Mähls Jugendwunsch war einmal, Lehrer zu werden. Aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, lernte er aber Klempner und Installateur und übernahm später von einer alten Frau einen Handwerksbetrieb. Als Günter Mähl dann zu den Gründungsmitgliedern der PGH gehörte, war er Meister. Heute ist er Ingenieur und hat ein Hochschulfernstudium begonnen. Übrigens wird 1975 die PGH vier Ingenieure und zwei Ökonomen aus ihren Reihen herangebildet haben. „Auch das ist ein Spiegel der Bildungsmöglichkeiten, die dem Handwerk durch die Bündnispolitik der Arbeiterklasse erschlossen werden", sagt Günter Mähl.

So hatte der Volkskammerabgeordnete Gründe genug, vor der Volkskammer bei der Debatte über das Zivilverteidigungsgesetz von der Bürgschaft für unsere Republik „nicht zuletzt auf dem Gebiet der Wehrbereitschaft" zu sprechen. Durch den Weg von Handwerkern wie Günter Mähl an der Seite der Arbeiterklasse erkennen auch viele Angehörige der Mittelschichten in kapitalistischen Ländern, daß der Sozialismus ihnen eine erstrebenswerte Perspektive bietet.

*Wolfgang Gebhardt, Redaktionsmitglied der „National-Zeitung"*




**UNSER VATERLAND**



*„Selbstporträt" von Hartmut Henschel, einem der kühnen Erbauer des Stadtzentrums, Mitglied des Grafik-Zentrums Pankow, Kulturpreisträger des FDGB.*

...öffnen nicht nur die Mädchen die Fenster und die Türen, schaut ihnen nicht allein die siebzehnjährige Renate U. „sehnsuchtsvoll" hinterher, träumt nicht bloß der elfjährige Peter Fromm davon, einmal „im Turm eines Panzers" zu stehen. Auch Opa Willy Seib mit seinen Vierundsiebzig läßt dann seine Karnickel Karnickel sein: „Weil ich mich immer wieder freue über die schmucken Burschen mit ihren lustigen Liedern und modernen Waffen." Was ihn in Hochstimmung versetzt, bringt Marga Bethge in Harnisch: „Die mit ihrem Kettengerassel, die rauben mir noch den letzten Nerv!" Ähnlich scheint's Helga Wiesbach zu gehn, dieweil ihr „dann regelmäßig die Kinder weglaufen. Der Jürgen, der braucht bloß Soldaten zu sehn, da ist er schon auf und davon. Vergessen sind die Schularbeiten. ‚Junge', predige ich ihm, ‚wenn du mal Offizier werden willst, muß du Disziplin halten. Die Soldaten kriegen auch erst frei, wenn sie ihre Aufgaben erledigt haben!'" Anscheinend stiftet die Ordnung und Geschlossenheit, die den Leuten nach Sanitätsrat Dr. Fritz Reichelt „am meisten imponiert", hier und da auch so manche Unordnung...
Doch man verzeiht's.
„Beim Manöver ‚Waffenbrüderschaft' gab es selbst in unserem Produktionsbetrieb einige Unterbrechungen", gesteht Werkdirektor Hans Giese. „Das deutete sich schon bei Arbeitsbeginn an. Fast alle hatten Blumen mit. Na, und wenn dann die Kolonnen vorbeikamen, da stürzte alles raus – winkte, sang, lachte, warf Blumen. Es sind doch unsere Soldaten! Sie haben doch von uns die Waffen und tragen sie für uns, zum Schutz des Sozialismus! Da kann man nicht böse sein, wenn das Band mal stehenbleibt. Das Freundschaftsband zwischen den Arbeitern und Soldaten hat da Vorrang. Und außerdem wurde nachher mit größerem Elan weitergearbeitet. Wie im Manöver die sozialistischen Armeen ihren Ausbildungsplan, haben wir auch unseren Betriebsplan erfüllt. Beides muß sein, weil beides einem Ziel dient: Der allseitigen Stärkung unserer Republik."
Ja, es ist schon ganz schön was los, wenn die Soldaten per pedes oder per Fahrzeug durch die Stadt marschieren. In Altenweddingen erwarteten sie sieben Masthammel, einer für jede der sieben Einheiten aus den sieben Bruderarmeen; in Torgau mit dem Hornsignal „Sau tot!" ein Wildschwein und zehn Torten, in Kröslin zweihundertsiebzig von den Frauen der DFD-Ortsgruppe selbst gebackene Kuchen – und überall ein herzliches „Willkommen".
Woher diese Herzlichkeit? Und nicht nur beim Manöver!
„Für's Militär hatten die Leute schon immer was übrig", meint Alfred Ehlster lakonisch. Wenn Grete Alsreuth den Soldaten hinterherschaut, so denkt sie dabei an ihren Klaus: „Er ist ja selber bei der Armee!" Von einer anderen Überlegung geht Irmtraut Kundt aus: „Sie haben's doch schwer genug. Vielleicht muntert sie ein Gruß oder ein feundliches Wort auf." „Ist doch möglich, daß ich den einen oder anderen am Sonnabend beim Tanz treffe", lächelt Sigrid Vedrich. Georg Junge dagegen erklärt: „Die Genossen sollen sehen, daß wir Respekt haben vor ihren Leistungen." „Welche Frage?", wirft Walter Tuck ein: „Ist doch unsre Volksarmee!" „Schließlich ist die NVA ein entscheidender Teil der Macht der Ar-

**Die aktuelle Umfrage**

# Wenn die Soldaten



beiterklasse", erklärt Albert Wojchowski, Kommunist seit über vierzig Jahren. „Und diese Macht, die haben wir uns unter schweren Opfern erkämpft. Mein Leben lang habe ich davon geträumt und dafür gestritten. Narben hat mir der Klassenkampf genug gebracht, unter Hitler, im Zuchthaus. Heute sind wir Herr im eigenen Hause, üben selbst die Macht aus. Und die werden wir nie wieder hergeben. Dafür haben wir auch die NVA geschaffen – unsere Armee. Das sind Waffen in Arbeiterhänden. Nicht mehr gegen sie, gegen das Volk. Und da soll einem das Herz nicht im Leibe lachen, wenn die Soldaten kommen?"
Volk und Armee sind eins in unserem Lande. Deshalb hält Kindergärtnerin Lieselotte Lehmann manches Mal eine Kolonne Soldaten an, um ihnen mit den Kindern „schnell ein Liedchen vorzusingen". Deshalb fühlt sich Nationalpreisträger Harry Hindemith, als Schauspieler mit der Waffe der sozialistischen Kunst fechtend, als „Waffenbruder der Soldaten – geeint durch das gleiche Ziel, durch die gleiche Weltanschauung". Deshalb legt Richard Kruse mit seiner Brigade regelmäßig „Rechenschaft vor den Genossen der Pateneinheit ab und berichten die Soldaten, wie sie im sozialistischen Wettbewerb vorankommen". Deshalb „kommandiert" die Fernsehansagerin Erika Radtke seit langem die Soldatenliedparade, eine Aufgabe, die ihr „schon mehr Vergnügen als Arbeit" ist. Deshalb erhitzt

# durch die Stadt marschieren...?

sich Genossenschaftsbauer Friedrich Reusch den Kopf, damit jeder im Dorf versteht: „Die Schießerei auf dem nahen Truppenübungsplatz dient doch nur dazu, daß es nie wieder zu einer großen Schießerei kommt!" Deshalb geht Professor Egon Morbitzer mit dem Orchester des „Erich-Weinert-Ensembles" auf NVA-Tournee, dirigiert vor Soldaten Tschaikowski-Konzerte und „weilt immer wieder gern unter ihnen". Deshalb unterstützt Komplementär Harry Mühls in seinem halbstaatlichen Betrieb in eigener Person die Werbung von Soldaten auf Zeit, verabschiedet selbst alle einberufenen Mitarbeiter, hält Kontakt mit ihnen und „freut sich über jedes Lob, das einer von ihnen für ausgezeichnete Dienstleistungen in der Armee bekommt". Und so stimmen sie alle in das „Dreimal hoch!" zum 15. Jahrestag der Nationalen Volksarmee ein, das der Bauarbeiter Rudi Lucke ausbringt. Denn:

„Die Soldaten, die heute durch die Städte und Dörfer unserer Republik marschieren, sind Soldaten des Sozialismus und des Friedens."

K. H. F.



## „UNSERE SOLDATEN UND WIR"

**Aus Schüleraufsätzen der 17. Oberschule Berlin-Treptow**

Da ich keinen Bekannten in der NVA habe, weiß ich nicht so viel über sie. Aber eins weiß ich genau, daß sie für unseren Staat notwendig ist, um uns vor den Angriffen imperialistischer Staaten zu schützen.
*Michael Gračner*

In unserer Familie gibt es einen jungen Soldaten. Er erzählte, daß es am Anfang gar nicht so leicht ist, sich allein die Knöpfe anzunähen, und daß die vielen anderen Kleinigkeiten zuerst ziemlich schwerfallen. Aber gegen die Übungen, die dann durchexerziert werden, sind das ja kleine Fische.
*Angelika Szur*

Von der Stärke unserer Armee hängt auch die Sicherheit Europas ab.
*Detlef Beyer*

Die vormilitärische Ausbildung hat den Nutzen, daß die Jugendlichen gut vorbereitet sind und in der NVA nicht als dumm dastehn.
*Sabine Greiser*

Leider muß ich zugeben, daß ich kein großer Freund vom Sport bin. Später möchte ich den Grundwehrdienst ableisten und mir militärische Kenntnisse erwerben, um mein Vaterland vor einem Angreifer schützen zu können.
*Detlef Bugge*

Die Grundwehrsoldaten sind nur zu 18 Monaten Wehrdienst verpflichtet. Dagegen die Soldaten auf Zeit sind meistens hohe Offiziere oder Hauptmänner. Sie müssen sogar im Notfall ein großes Schiff oder eine ganze Armee führen können.
*Reinhild Neuendorf*

Ich habe erkannt, daß der Schutz der DDR notwendig ist, und deshalb bin ich bereit, nach meiner Berufsausbildung als Soldat auf Zeit zu dienen.
*Rainer Krüger*

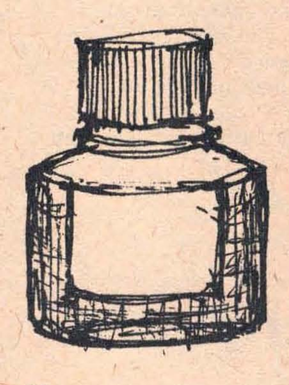
Viele Unteroffiziere finden dann Freude an ihrem Beruf und gehen auf die Militärakademie.
*Michael Pfuhl*

Würde sich mein Freund nun als Soldat auf Zeit melden, so würde ich ihm dies nicht übelnehmen. Denn man muß ja bedenken, daß die NVA auch Soldaten braucht, welche bereits weiter ausgebildet sind als bei einer Zeit von 18 Monaten.
*Ute Manteufel*

Die NVA vertritt die Interessen des Volkes und ist um den Frieden in Europa und besonders in der Welt bemüht.
*Michael Geis*

Die Soldaten, die ich kenne, nehmen ihren Dienst sehr ernst und verzichten auch oft auf einen Teil ihrer Freizeit. Obwohl sie alle einen ziemlich hohen Dienstgrad haben, sind sie nicht eingebildet oder denken, daß sie etwas Besseres sind; sie sind Menschen wie wir alle.
*Marina Freitag*

Unsere NVA kämpft unter der Führung der Arbeiterklasse und der SED, während die Bundeswehr von Nazioffizieren und Neofaschisten, Großgrundbesitzern und Revanchisten geführt wird.
*Gabriele Selig*



# Aufstand der JAGUNCOS

Von J. C. Schwarz

Ein Abend im November des Jahres 1896. Die brütende Hitze, die den ganzen Tag lastete, hat so plötzlich nachgelassen wie das Licht des Tages. Auf dem großen, grob gepflasterten Hof des Gutes fahren die hochbeladenen, schwankenden Erntewagen aus dem unendlichen Schilfmeer der Zuckerrohrfelder heran, von Ochsen langsam gezogen, begleitet von Landarbeitern mit riesigen Strohhüten auf dem Kopf und den verschiedensten Geräten über der Schulter. Seitdem die Sklaverei in Brasilien aufgehoben wurde, vor acht Jahren, hat Senhor Alberto Albuquerques, der reichste Gutsbesitzer im Westen der brasilianischen Provinz Bahia, einige der Hütten, in denen seine rund 70 Sklaven mit ihren Frauen und Kindern wohnten, seinen bewaffneten Feldwächtern und ihren Familien überlassen. So mischt sich in das Treiben der vom Feld heimkehrenden, Zuckerrohr zu Pyramiden aufschichtenden Lohnarbeiter, der Sertanejos, das Treiben bewaffneter Männer. Die Tageswachen werden von Nachtwachen abgelöst, und ein Teil der kleinen privaten Banditenarmee Senhor Albertos zieht in entgegengesetzter Richtung an den heimkehrenden Feldarbeitern vorbei, nämlich auf die Felder hinaus. Senhor Alberto hat Feinde, er weiß es. In den elenden Dörfern der Umgebung, in selbstgezimmerten armseligen Hütten hausen die kleinen Pächter und ehemaligen Sklaven, die in der erbarmungslosen Trockenheit des westlichen Bahias nicht leben und nicht sterben können. Neben der Bodenpacht müssen sie auch die Wasserlieferungen Senhor Albuquerques bezahlen, zu phantastischen Preisen, so daß ihnen nach Abzug des Wassergeldes und der Pacht nicht viel mehr als der Hunger bleibt. Senhor Alberto weiß, daß ein flammendes Streichholz genügt, um seine Zuckerrohrfelder, seine frisch gepflanzten Kaffeebäume zu vernichten.

Kaum eine halbe Stunde später ist der Lärm abgeklungen, und es hat sich die Dunkelheit über den Gutshof gesenkt. An der Nordseite, gegenüber dem Eisengittertor, macht sich ein neuer, wenn auch gedämpfterer Lärm bemerkbar: Pferdegetrappel, auf dem Kies knirschende Wagenräder. Neben den Kutschern sitzen bewaffnete Männer, und bewaffnete Männer zu Pferde begleiten die Wagen. Weißgekleidete Diener und Hausangestellte der Familie Albuquerques, Sturmlampen schwingend, empfangen die Gäste und helfen ihnen, aus dem Innern der Kutschen herauszusteigen.

Senhor Albuquerques gibt eine Party, natürlich für seinesgleichen, für die sechs reichsten Gutsbesitzerfamilien der Trockenprovinz. Man kommt gern zu den kleinen Hausfesten der Albuquerques. Es gibt immer einen am Spieß gerösteten Ochsen, Ströme von selbstgefertigtem Honigwein und ganze Batterien von Flaschen französischen Kognaks, den Senhor Albuquerques aus Salvador, der kühlen Hauptstadt Bahias an der Küste des Atlantischen Ozeans, heranschafft. Für die Reichen ist es langweilig in Bahia, falls es nicht mal einen Brand oder eine kleine Schießerei gibt. Da fährt man schon lieber zu Dom Albuquerques, auch wenn man einen Tag unterwegs ist, um das Gut zu erreichen. Die jungen Mädchen freuen sich auf die jungen Männer, die jungen Männer auf die schöne Senhorita Dona Maria, die Tochter Alberto Albuquerques, die reifen Frauen auf die vielen Neuigkeiten und Klatschgeschichten, die sie austauschen werden. Die Männer sind gespannt auf die immer anregende geschäftliche und politische Unterhaltung mit dem klugen Dom Albuquerques, den sie als ihren Berater und führenden Kopf betrachten. Und in der Tat wird es wie immer ein glänzender Abend, bestrahlt von dem Glanz der brennenden Kerzen und der jungen Dona Maria. Man ißt, trinkt und tanzt zu den Klängen einer kleinen Mestizen-Kapelle und spricht über das Leben in Bahia, über die Langeweile, über die Ungeduld der Jugend, über Mißernte und die von allen gehaßte Republik, die 1891 in Rio de Janeiro ausgerufen wurde, nach dem Sturz des letzten brasilianischen Kaisers Pedro II. Jetzt ist man eine Union von Bundesstaaten nach nordamerikanischem Vorbild, Bahia ist ein Bundesstaat, und die „armen" Großgrundbesitzer dürfen keine billigen Sklaven mehr halten und sollen an die Zentralregierung Steuern zahlen. Hat man so was schon gehört? Machen sich doch die Herren in Rio durch einfachen Mehrheitsbeschluß zu Mitinhabern der großen Güter in Bahia, indem sie Steuerzahlungen verlangen! Mit welchem Recht? Und haben Sie schon das Neueste gehört? Über den Wanderprediger Antonio Conselheiro? Er sammelt die Armen, die Caribocas* und Indianer, die Sertanejos,

* in Brasilien Sammelbegriff für alle Mischlinge

sie verlassen in Scharen ihre Dörfer oder die Bergwerkssiedlungen und ziehen ihm nach. Jetzt soll er seinen Sitz in der verlassenen und toten Stadt Canudos aufgeschlagen haben, in der seine Anhänger die leeren Lehmhütten besetzten und in zwei Kirchen seine Gottesdienste besuchen, seine aufrührerischen Predigten anzuhören. Es heißt, Tausende von armen Leuten hätten sich in Canudos zusammengerottet. Sie wollen sich jeder anderen Obrigkeit widersetzen und auf ein Wunder warten. Sie wollen unter Führung ihres Conselheiro das Himmelreich der Armen auf Erden errichten, als ob es damit nicht Zeit hätte bis nach dem Tod. Sie leben von gemeinsamer Jagd und gemeinsamen Raubzügen in die benachbarten Dörfer und Städte, wo sie die Armen ungeschoren lassen und den Besitzenden alles abnehmen, um es unter sich zu verteilen, und weder Polizei noch Regierung sind imstande, ihrem Treiben Einhalt zu gebieten. Das alles haben wir der Republik zu verdanken, der Lockerung von Ordnung und Sitte, der Sklavenbefreiung und anderen sogenannten „Wohltaten".

Wenn sie über diese Neuigkeiten sprechen, geht ein Zittern durch ihre Herzen. Was soll aus ihnen werden, wenn keiner mehr für sie arbeiten, keiner mehr ihre Felder bestellen und ihre Häuser versorgen will? Sind sie nicht seit Generationen die Herren Bahias, die, die nicht zu arbeiten brauchen? Plötzlich fällt es den Damen auf, daß Dom Albuquerques, das Glas mit dem Honigwein in der Hand, von einem der Männer zum anderen geht und einzeln mit ihnen spricht. Sie verlassen alle zusammen das Zimmer. In seinem Arbeitsraum bittet Albuquerques, Platz zu nehmen.

„Liebe Freunde", sagt er. „Sie denken natürlich wie ich den ganzen Abend an den Conselheiro." Er lächelt, seine Augen gehen von einem der Gäste zum andern. Dom Albuquerques ist ein Schwerenöter, ein schöner, großer, kräftiger Mann, dessen Unwiderstehlichkeit von einer dunklen, über die Wangen von Ohr zu Ohr eilenden Bartfräse noch verstärkt wird. Er fährt fort: „Um ihn wirksam zu bekämpfen, schlage ich vor, daß wir ihn unterstützen."

Die Gutsherren sehen einer den andern an. Sie schütteln leise den Kopf, beginnen leise, wie Albuquerques zu lächeln, weil dieses Lächeln ansteckend ist. Er ist bekannt für seine originellen, oftmals paradox scheinenden Einfälle, die sich aber in den meisten Fällen als gar nicht so dumm erweisen. „Aber wie und zu welchem Zweck?" fragt einer der Gäste.

„Das will ich Ihnen sagen. Zu dem Zweck, die Eiterbeule schneller zum Reifen und zum Platzen zu bringen. Wir haben ja seit einiger Zeit diesen Kavaliersstreit mit der Regierung in Rio. Sie wissen, wie wirksam unsere privaten und vereinigten Schutzgruppen, unter Führung meines vortrefflichen Pueblo, der übrigens den Kopf eines Generals hat, bisher die kleinen Abteilungen von Regierungstruppen aufgerieben und zurückgeschlagen haben, die sich aus Rio zu uns herüberwagten, angeblich, um hier für Gesetz und Ordnung zu sorgen, aber letztlich um Steuerzahlungen und Brachlandverteilung zu erreichen. Meinen Agenten in Rio gelang es, das Gerücht zu verbreiten, es handle sich allein um Taten des aufständischen Conselheiro. Jetzt sind 1300 Mann unter dem gefürchteten Oberst Cesar Moreira unterwegs, um den Conselheiro einen verheerenden Besuch abzustatten und seiner Predigt des Wortes die Predigt der Kanonen entgegenzuhalten, aber welches Interesse haben wir, meine Herren, an dem Sieg der Regierung in Bahia? Nein, ich sage, man muß *jetzt* erst einmal Conselheiro unterstützen."

Er wartet ab, aber die Gutsherren sehen ihn staunend an, es kommt kein Widerspruch. So fährt er fort: „Ich habe sichere Nachricht aus Canudos, daß Conselheiro die Leute so aufgewiegelt hat, daß sie bereit sind, die Regierungstruppen mit bloßen Händen zu erwürgen. Wenn es uns mit seiner Hilfe gelingt, Bahia aus der Union herauszubrechen und staatlich zu verselbständigen, wird ihm nichts anderes übrigbleiben, als die Regierung *uns* zu überlassen, denn wer sollte hier regieren? Haben wir aber erst die Regierung in der Hand,



dann werden wir auf unsere Weise für Recht und Ordnung sorgen." Gelächter, zustimmendes allgemeines Kopfnicken.
„Und wenn er unterliegt?" fragt einer.
„Dann haben wir immer noch die Freude, zu sehen, daß wir einerseits einen Aufrührer los sind, andererseits das Ansehen der Regierung geschwächt bleibt, wenn 1300 Mann nötig waren, um mit ein paar Phantasten abzurechnen. Außerdem können wir nach einer Niederlage des Conselheiros ein strafferes Regime für Bahia verlangen, um die Landarbeiter zu zügeln. Und je mehr Tote, um so weniger ehemalige Sklaven, die Brachland, also unsere potentiellen Weiden und Plantagen, in Besitz nehmen. In jedem Fall, wie es auch ausgehen mag, geht es zu unseren Gunsten aus."
„Und wie sollen wir den verrückten Prediger unterstützen?"
„Erstens durch Waffenlieferung. Ich habe vor einem Jahr im Hafen von Salvador eine Schiffsladung aufgekauft, die aus gefüllten Kartoffelsäcken und Petroleumfässern bestand. Ich habe die Ware ungehindert herschaffen können, sie können sie in meinem Lagerschuppen besichtigen. Sie werden erstaunt sein, was sich in den Fässern und Säcken in Wirklichkeit befindet. Amerikanische Waffen, meine Herren, ausreichend, um 1000 Jaguncos glücklich zu machen. Diese ‚Ware' bringen wir in denselben Fässern und Säcken nach Canudos, Pueblo wird das schon machen. Natürlich muß alles geheim bleiben. Aber auch Menschen werden wir dem Conselheiro liefern, wir werden ihm die Armen zuspielen. Wir müssen Pachtverträge kündigen und Arbeiter entlassen. Unsere Wächter müssen in die Dörfer reiten, die Entlassungen und Kündigungen mitteilen und unsere Gründe bekanntgeben."
Nur wenige Tage später werden in Bahia viele Dörfer von schwer bewaffneten, finster blickenden Männern besetzt. Was in Aracaty geschieht, dem Dorf, in dem alle Einwohner Arbeiter oder Pächter Albuquerques sind, geschieht auch in den anderen Dörfern: Die Anführer der bewaffneten Rotten gehen von Haus zu Haus und teilen mit, daß die Arbeiter ab sofort entlassen, die Pachtverträge ab sofort gekündigt sind. Sie fügen „von sich aus" hinzu, was auch Pueblo „von sich aus" hinzufügt, der hagere Bandit, dessen Nase genauso krumm ist wie sein Rücken und dessen stechende Augen eng zusammenliegen. Er spricht mit dem Bürgermeister von Aracaty, dem Pächter Orestes Diaz, dessen erwachsener Sohn Bartholomeos bei dem Gespräch zugegen ist. „Die Herren in Rio wollen das. Sie sind schuld an eurem Unglück. Sie wollen nicht die väterliche Freundschaft zwischen euch und Senhor Albuquerques, sie wollen euch aus eurer Heimat vertreiben und in die Städte locken, in die Lasterhöhlen und Fabriken. Deshalb haben sie die Abgaben, die Senhor Albuquerques zu leisten hat, erhöht und gleichzeitig sinken die Preise für seine Erzeugnisse so, daß er euch entlassen muß, wenn ihm auch das Herz blutet. Jetzt sind Truppen aus Rio unterwegs, 1300 Mann unter Oberst Cesar Moreira, sie sollen mit Gewalt die Absichten der Regierung durchsetzen. Unter uns gesagt, Orestes, wenn du auf meinen Rat hören willst: Ich an deiner Stelle würde nach Canudos gehen und mich dem Kampf des Conselheiro anschließen, nur er kann uns retten."
In allen Dörfern geschieht dasselbe: Die Banditenchefs erteilen „private" Ratschläge, von denen sie nicht sagen dürfen, daß es die Ratschläge der Gutsherren sind. Und in allen Dörfern beginnt kurze Zeit nach dem Abzug der Banditen eine Völkerwanderung nach Canudos.
Die fromme junge und schöne Dona Maria Albuquerques, die ein Herz für die Armen hat, ist nach Canudos geritten und sitzt in der Kirche. Sie weiß, daß ihr niemand etwas tun wird und daß man sie kennt. Sie lauscht der Predigt des Conselheiro.
Er wettert aus tiefster Überzeugung gegen die „Gottlosen" in Rio, die die von Gott geschaffene Ordnung umstoßen, Ausschweifungen einführen, die Religion abschaffen wollen. „Die Vorreiter des Antichrist sind auf dem Vormarsch", ruft er. „Vernichtet sie, damit wir das Himmelreich der Armen auf Erden errichten können. Gott wird uns beistehen!" Die Kirche ist voll von Frauen und be-



waffneten Männern. Jedesmal, wenn der Prediger die Faust gegen Rio erhebt, halten Mütter ihre kleinen Kinder hoch und schwingen Männer ihre Gewehre in der Luft.
Plötzlich fühlt Dona Maria, daß ein Blick auf sie gerichtet ist. Sie dreht sich um. Pueblo, der Banditenchef des Vaters, ist in der Kirche und beobachtet sie.
Sie erschrickt. Sie fürchtet seit einiger Zeit diesen Mann. Seine Augen werden groß, feucht, unheimlich, wenn er sie verlangend ansieht. Sie ist ohne Wissen des Vaters hier. Sie geht rasch hinaus, besteigt ihr Pferd und reitet zurück.
Aber sie merkt, daß jemand ihr folgt. Wieder dreht sie sich um: Pueblo reitet ihr nach. Zwei Stunden lang bewegen sich in großem Abstand die beiden Reiter durch die Landschaft. Pueblo zittert vor Begierde. Soll ich es tun? denkt er. Es wäre eine Kleinigkeit, sie einzuholen. Lange genug sehne ich mich nach ihr. Aber ich darf es nicht tun, Senhor Albuquerques wird mich umbringen.
Was will er von mir? denkt Dona Maria zitternd. Warum verfolgt er mich? Hat er den Auftrag, mich zu bewachen? Oder plant er eine Gemeinheit, die ihm zuzutrauen wäre?
Die Vorsicht Pueblos und die Angst Dona Marias verhindern, daß der Abstand zwischen den beiden Reitern kleiner wird. So erreichen sie nacheinander den Gutshof.
„Ich bringe Euch Eure Tochter zurück", meldet Pueblo. Dona Maria wird zur Strafe eine Woche lang in ihrem Zimmer eingesperrt, das sowieso kahl und streng ist und vergitterte Fenster hat wie eine Gefängniszelle. Schon als Kind wurde sie hier eingesperrt, wenn der Vater sie bestrafen wollte.
Inzwischen sind die 1 300 brasilianischen Soldaten aus Rio in ihren schönen blauen Uniformen unterwegs und marschieren durch das trostlos ausgedörrte Land, auf schmalen Pfaden über die Höhenzüge der Caatingas, der verkrüppelten undurchdringlichen Gehölzwälder. In diesem Gebiet ist es während vieler Monate so heiß und trocken, daß ein zu Boden fallender Körper in kurzer Zeit austrocknet und monatelang als natürliche Mumie seine Form bewahrt. Nach einigen Wochen anstrengender Märsche, von Zeit zu Zeit von unsichtbaren Scharfschützen belästigt, die aus der brav marschierenden Truppe ihre Opfer herauspicken, ohne gefaßt werden zu können, erreichen sie in der vierten Woche das Städtchen Angico in der Nähe von Canudos.
Laut Plan soll in Angico gerastet und übernachtet werden. Aber Oberst Moreira Cesar, Epileptiker und berufsmäßiger Held, stellt sich in Napoleon-Pose vor seine Truppe und ruft ihr mit Donnerstimme zu: „Kameraden, ihr seht, ihr habt einen kranken Mann vor euch. Ich habe seit Tagen nicht mehr richtig gegessen. Aber wir sind in der Nähe von Canudos. Laßt uns aufbrechen und nach Canudos gehen. Wir frühstücken in Canudos."
Ein donnerndes „Hurrah" der Begeisterung antwortet ihm. Sie stolpern weiter, geschwächt und hungrig, aber eine imposante Zahl, und sie glauben fest daran, daß die Jaguncos vor der Übermacht längst aus Canudos geflohen sind. Nach einem Nachtmarsch wie im Rausch, ein wahrer Alptraum, reiben sie sich am Morgen die Augen: Unten im Tal liegt Canudos, die gerüchteumwobene „Stadt". Lehmhütten. Zwei Kirchen. Ein armer Flecken, umgeben von Dornenbuschwäldern und hohem Steppengras. Moreira läßt seine Kanonen aufstellen und schießt pro forma einige Salven ab, daß die Lehmhütten straßenweise zusammenfallen. Aber nichts rührt sich. Dann strömt das Heer in die Stadt hinunter. Die Infanterie findet in den Häusern keine Menschen vor, wohl aber Brot, Ziegenkäse und Wein, und sie lassen sich nieder auf den Straßen, um zu frühstücken. Da brechen plötzlich lautlos aus unbekannten Schlupfwinkeln Massen von messerbewaffneten Jaguncos hervor; aus gut getarnten Scharfschützennestern werden die müden Krieger beschossen und dezimiert, Brandfackeln werden geschleudert, die Dächer lodern, Funken stieben, und die Kavallerie, die der ungeduldig auf dem Hügel wartende Moreira hinunterschickt, vergrößert nur das Chaos in den engen Gassen, die, von Trümmern und Pferdeleichen verstopft, zu einer Falle für die Soldaten werden. Einige von ihnen stammen aus Bahia und kennen die Gerüchte von den Zauberkräften des Conselheiro. Aus dem Zurückweichen der ersten Gruppen wird eine alle ansteckende Panik. Sie fliehen aus der brennenden Stadt, zahllose Tote zurücklassend,



und finden auf dem Hügel Oberst Moreira Cesar im Sterben. Ein Scharfschütze hat ihn erkannt und niedergestreckt.
Plötzlich beginnen die Glocken beider Kirchen zu läuten. Aus der zerstörten Stadt steigt der Ave-Maria-Gesang eines mächtigen Frauenchores auf, wird von den Hügeln im Echo hin- und hergeworfen, verstärkt das Entsetzen der den Rückzug antretenden geschlagenen Truppe.
Eine Woche lang pflegt Dona Maria auf Befehl ihres Vaters einen verwundeten Offizier, der in das albuquerquesche Haus gebracht wurde. Dom Albuquerques, Politiker durch und durch, denkt früh an die Rückversicherung. Der Verwundete heißt Carlos Oliveira und ist Journalist und Militäringenieur. Er ist Moreira als Beobachter mitgegeben worden, denn man will herausbekommen, warum bisher alle Strafexpeditionen nach Bahia keinen Erfolg hatten. Jetzt ist die dritte und bisher größte gescheitert. Es ist Oliveira klar: Eine reguläre Truppe, solange sie wie auf dem Paradeplatz aufmarschiert, ist im Nachteil gegenüber dem beweglich geführten Kampf der Guerillas, der Jaguncos und bewaffneten Sertanejos. Um mit diesen Jägern und Naturmenschen fertig zu werden, müßten ganz andere Vorbereitungen getroffen, ganz andere Kampfmethoden angewandt werden. Er wird, wenn er wieder gesund ist und nach Rio zurückkehrt, ein Buch über den Feldzug Moreira Cesars schreiben. *Eine* Frage nur kann er nicht beantworten: Woher haben diese armen Menschen so viel gute Gewehre, ihre unerschöpfliche Munition? Irgendeine Macht muß sie unterstützen, die gegen die Republik gerichtete Ziele verfolgt. Wer ist diese Macht?



Er erfährt es von Maria selbst, in der letzten Nacht seines Aufenthalts bei der Familie Albuquerques. Sie haben zueinander gefunden, wie das bei jungen Leuten vorkommt, und Dona Maria hat in aller Unschuld davon gesprochen, daß dieser Prediger so viel Charisma* um sich verbreitet, daß ihm sogar die bewaffneten Hüter der Gutsbesitzer folgen. Senhor Albuquerques ist gerade in Geschäften auswärts, und der Vollmond über Bahia ähnelt insofern dem Banditenchef Pueblo, als beide vergeblich versuchen, in das Innere der Laube zu blicken, in der sich Oliveira und Dona Maria ein Stelldichein geben. Da, ein Geräusch, Oliveira springt heraus, er sieht den Schatten Pueblos fliehen, auch Dona Maria hat Pueblo erkannt, er wird dem Vater berichten, und der Vater wird sie wochenlang in ihrem Zimmer einschließen. Die beiden Liebenden fliehen noch in derselben Nacht.
Einige Tage später ist Dom Albuquerques wieder da, böse Nachrichten empfangen ihn. Nicht nur die Nachricht, daß seine Tochter mit dem Journalisten nach Rio geflohen ist. Die Sertanejos kehren nach ihrem Sieg in ihre Dörfer zurück, und nicht alle Gewehre, die Dom Albuquerques dem Conselheiro zur Verfügung stellte, hat Pueblo zurückerhalten können, so viele geschickte Tricks er auch angewendet hat.
Sogar einige Munition muß in den Händen der Jaguncos verblieben sein, denn es erscheinen Boten des Conselheiro, der die Wiederaufnahme der Arbeiter und Pächter verlangt, und zwar zu besseren Bedingungen als bisher. Pueblo an der Spitze seiner Banditen wird in Aracaty von den Dörflern mit einem Kugelregen empfangen und muß sich zurückziehen. Es sieht böse aus. Dom Albuquerques zögert nicht einen Augenblick, sein politisches Steuerrad um 180 Grad herumzuschwenken und sich auf die Seite der Regierung zu begeben. Er sucht den republikanischen Distriktchef auf und klagt über die Verwahrlosung der Sitten nach dem Sieg des Conselheiro. Er verlangt Schutz durch die Regierung, die Niederwerfung jener Leute, die noch vor kurzem von ihm unterstützt wurden und die er jetzt als „Banditen" bezeichnet. Dann schickt er Freunde nach Rio, Agenten, die für eine vierte Expedition gegen Canudos zusätzlich Stimmung machen sollen.
Und die vierte Expedition kommt. Sie ist besser ausgerüstet, besser vorbereitet als die dritte Moreira Cesars. Canudos wird dem Erdboden gleichgemacht. Bis in die Berge hinein werden die fliehenden Jaguncos verfolgt. Der Conselheiro fällt im Kampf. Die Gutsbesitzer und Feudalherren übernehmen wieder das Kommando, das ihnen vorübergehend zu entgleiten schien. Dona Maria

* Ausstrahlung; „Gottesgnadentum".

wird von ihrem Vater enterbt, sie soll keinen Pfennig aus den Einnahmen des Gutes erhalten. Aber sie tröstet sich: Sie lebt glücklich mit ihrem Carlos in Rio.
Und Carlos schreibt sein Buch über den Feldzug Moreira Cesars. Vielleicht unter dem Einfluß Marias, die zu den Armen hält, bricht er eine Lanze für die tapferen Gegner Moreira Cesars, für die armen Sertanejos, die Jaguncos, die, von den Wunderankündigungen und Versprechungen Conselheiros verführt, für die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen in der Hungerzone Bahia ihr Blut hingaben, das Ganze ein romantischer und verworrener Versuch, ohne Kenntnis der geschichtlichen Entwicklungsgesetze eine Kommune zu bilden.
Das Buch erregt Aufsehen. Es kritisiert den Irrtum der regulären Armee, durch einen parademäßigen Aufmarsch mit bewaffneten und taktisch klug vorgehenden Guerillas fertig werden zu können. Mit dieser Kritik verlagert sich das Gewicht der Wirkung des Buches noch mehr zugunsten der Jaguncos, die als die wahren Helden des Moreira-Feldzuges erscheinen.
Dreizehn Jahre später wird der Lehrer für Literatur, Journalist und Militäringenieur Carlos Oliveira, von unbekannten Tätern ermordet.
Oliveira ist inzwischen ein bekannter und bei den Studenten beliebter Mann geworden, auch in Kreisen aufgeklärter Arbeiter schätzt man seine fortschrittliche Haltung. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Polizei sich mit den Nachforschungen nach dem mutmaßlichen Täter und seinen Hintermännern nicht beeilt. Um so mehr gestaltet sich der Trauerzug, der die sterblichen Überreste des Schriftstellers durch die Straßen geleitet, zu einer schweigenden und machtvollen Demonstration. Man könnte meinen, ein Staatsbegräbnis vor sich zu haben. Vor beiden blank gestriegelten, kopfnickenden und würdig im Schritt gehenden Rappen, die den kunstvoll geschnitzten Leichenwagen mit dem aufgebahrten, schwarz verhängten Sarg ziehen, reiten langsam vier brasilianische Polizisten, und zahlreiche Polizisten begleiten zu Fuß den Zug. Gleich hinter dem Leichenwagen geht die verschleierte Frau des Toten, gefolgt von einer Gruppe ernster, schwarz gekleideter Männer mit Zylinderhüten auf dem Kopf, die engeren Freunde des Toten. Dann formieren sich in der Uniform der brasilianischen Studenten die Schüler und Verehrer Oliveiras, denen sich ein langer Zug von Arbeitern und einfachen Menschen anschließt. Bedauerlich vom polizeilichen Standpunkt ist die Tatsache, daß dieser letzte Zug ständig wächst, weil Straßenpassanten, nachdem sie erfahren haben, wer der Tote ist, sich in den Zug einreihen und mitmarschieren. Das macht den die Polizeimannschaft leitenden Offizier unsicher. Er hat den Auftrag, jedwede Kundgebung im Sinne der Ideen des Toten zu verhindern. Es ist ein junger, frisch gebackener Polizeioffizier, der sich Diensterfahrung erst erwerben muß. Unter den Passanten, die sich in den Zug einreihen, ist auch ein Mann aus Lissabon, ein Tourist, der einen Reisebericht über Brasilien schreiben will. Er hat beschlossen, in der Annahme, daß der Tote ein hoher Staatsbeamter ist, an der Beerdigung teilzunehmen, damit er in seinem Reisebericht erwähnen kann, bei einem historischen Ereignis zugegen gewesen zu sein. Neben ihm geht ein kräftiger Brasilianer, einfach gekleidet mit Hemd und Hose und einem riesigen Sombrero auf dem Kopf. Die großen dunklen Augen in dem kaffeebraunen Gesicht schauen kräftig und blitzend drein. Er hat Narben auf beiden Wangen, wie man sie bei Leuten findet, die eine Pockenkrankheit überstanden haben. Ich muß ihn ansprechen, denkt der Mann aus Lissabon, sicher ist es ein ganz einfacher Mensch, ein Arbeiter, und ich möchte wissen, was die Arbeiter in Brasilien für Gedanken haben.
„Gestatten Sie, Senhor", sagt er daher leise in bestem Portugiesisch, „ich bin Ausländer, Tourist sozusagen." Er nennt seinen Namen und den der Stadt, aus der er kommt. „Sicher wird hier ein großer Staatsmann zu Grabe getragen. Ist es ein Minister oder ein Polizeichef?"
Höflich erwidert der Angesprochene:
„O Senhor, ich muß Ihnen leider eine Enttäuschung bereiten. Die Polizisten begleiten diesen Trauerzug nicht, um den Toten zu ehren, sondern um die Überlebenden einzuschüchtern und ihren gerechten Zorn zu dämpfen. Erlauben Sie mir, mich vorzustellen. Ich heiße Bartholomeo Diaz und stamme aus dem Dorf Aracaty in Bahia. Bei den Kämpfen in Canudos fiel vor dreizehn Jahren mein Vater, ein Pächter des Herrn Albuquerques, eines der reichsten Männer von Bahia. Seine Tochter war eine Schönheit, sie geht hinter dem Sarg; es ist die Witwe des Schriftstellers und Professors für Literatur Oliveira, der vor einigen Tagen hier in Rio ermordet wurde. Senhora Oliveira wurde von ihrem Vater enterbt, weil sie Oliveira geheiratet hatte. Dieser Oliveira war ein tapferer Mann. Er hat vor vielen Jahren ein Buch über den Feldzug gegen Canudos herausgebracht, an dem er selbst teilnahm. Jetzt arbeitete er an einem zweiten Buch, das die Machenschaften der Feudalherren in Bahia aufdecken sollte, die damals den Kampf gegen die Republik unterstützten. Er wußte, wer die Macht war, die hinter diesem sinnlosen Kampf stand: Herr Albuquerques und seine Freunde, die heute abstreiten, daß sie Bahia aus der Union herauslösen wollten. Für ihre abenteuerlichen politischen Ziele mußten damals mein Vater und viele arme irregeführte Landarbeiter ihr Leben lassen. Der Conselheiro und seine religiöse Bewegung diente nur als Aushängeschild, ich war selbst dabei, als Agenten Albuquerques in unser Dorf kamen und

*Fortsetzung auf Seite 86*



*Soldat Köhler fährt mit der Straßenbahn. Ein Oberstleutnant steigt ein und steht schließlich dem Soldaten gegenüber, der im Sitzen vor sich hindöst. Als die Straßenbahn in die nächste Haltestelle einfährt, schreckt Genosse Köhler hoch, sieht den Offizier, springt auf und bietet jenem seinen Platz an. Der Oberstleutnant sagt gutmütig: „Bleiben Sie sitzen!“ Als Soldat Köhler doch Miene macht, stehen zu bleiben, sagt der Oberstleutnant etwas unwillig barsch: „Sie sollen sitzen bleiben!“ Verdutzt setzt sich Soldat Köhler wieder hin. Inzwischen ist die Straßenbahn weitergefahren und erreicht schon die nächste Haltestelle. Da springt Soldat Köhler wieder auf und bietet dem Offizier seinen Platz an. Jener runzelt die Stirn, aber ehe er den Mund aufmachen kann, legt Soldat Köhler die Hand an die Mütze und sagt schnell: „Gestatten Sie, Genosse Oberstleutnant, daß ich jetzt aussteige. Ich muß sowieso schon eine Station zurücklaufen.“*



*„Sie waren doch der beherzte Melder, der bei der gestrigen Übung kurz vor der ‚Gefangennahme‘ die schriftliche Meldung verschluckt hat?“ – „Jawohl, Genosse Hauptfeldwebel! Es gab keine andere Möglichkeit“, antwortet der Soldat. „Das haben Sie ausgezeichnet gemacht. Aber weshalb wollen Sie heute dem Arzt vorgestellt werden?“ – „Ich hatte doch die Meldung in einer Patronenhülse versteckt.“*

2

*Hauptfeldwebel Krüger galt als rauhbeinig und besonders streng. Er liebte es, sofort in den Soldatenstuben aufzutauchen, wenn der UvD geweckt hatte. Zum Glück existierte irgendeine gute Seele, die ihn jeden Morgen rechtzeitig und laut ankündigte. Immer ertönte der Ruf: „Krüger kommt!“ und alle waren prompt aus den Betten. Einer der Soldaten wollte diesen unbekannten Warner jedoch einmal persönlich sehen. Er stand zeitig auf und bezog Posten. Auch diesmal kam der Ruf: „Krüger kommt!“ Neugierig äugte der Soldat um die Ecke und sah – Krüger, der sich selbst ankündigte, nach seinem Warnruf einen Augenblick verharrte und dann würdig und ernst seinen Kontrollgang antrat.*

3

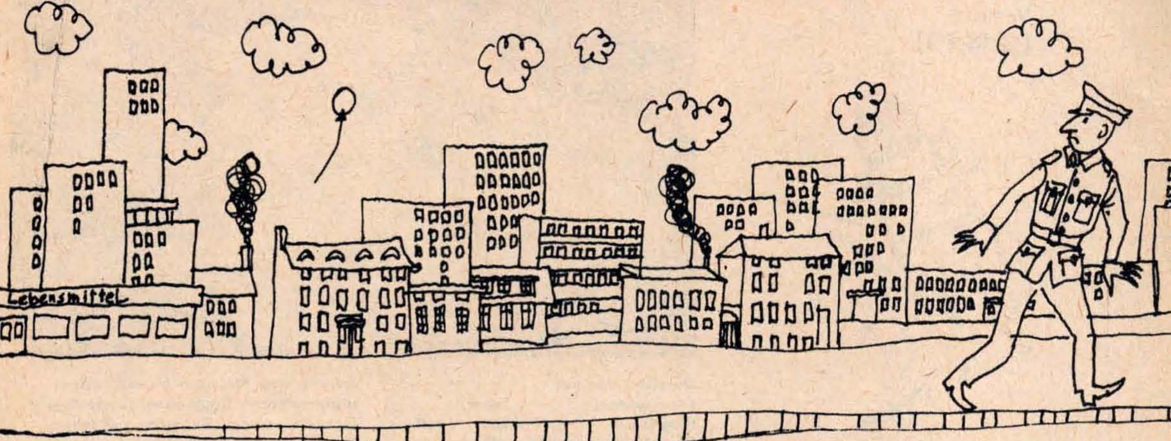
*Warum haben Unsere eigentlich die Grenzen damals, 1961, ausgerechnet an einem 13. dicht gemacht? fragt ein Besucher den Leiter des Gästebüros am Brandenburger Tor. Der Oberstleutnant lächelt verschmitzt: „Um allen jenen Leuten in der Bundesrepublik einen Gefallen zu tun, die in bezug auf die DDR so abergläubisch waren.“*

4

*Sohn Klaus kommt nach seiner Grundausbildung bei der Marine zum erstenmal auf Urlaub und berichtet von den Schwierigkeiten, die er an-*

# Anekdoten






fangs gehabt hat. Dann feixt er und sagt: „Aber, als ich mich entschloß, der Marine ihren Willen zu lassen, ging es ausgezeichnet."

**5**

Wecken im Mannschaftsdeck eines Schiffes. Als der neue Obermaat kontrolliert, liegen alle noch in ihren Kojen. „Wir stehen in Raten auf, Genosse Obermaat, weil es zu eng ist", erklärt ein Matrose. „Hoffentlich ist dann die erste Rate bald draußen!" Wieder der erste Matrose: „Das geht nicht, Genosse Obermaat, die sind in Urlaub, wir haben also noch etwas Zeit."

**6**

Topografieunterricht über die grundlegenden Bodenformen. Zur besseren Anschaulichkeit vergleicht der Zugführer den Bergkegel mit einem Zuckerhut, den Talkessel mit einer Suppenterrine usw. Kurz vor Schluß der Stunde läßt er die Soldaten das Gelernte wiederholen. Soldat Hellmann hat gut aufgepaßt. Nur beim Bergsattel muß ihm der Zugführer helfen: „Das ist doch ganz einfach, Genosse Soldat. Zwei sanfte Hügel und dazwischen eine Mulde..." Soldat Hellmann nickt verschämt, dann antwortet er zögernd: „Ich weiß nicht, wie ich mich militärisch richtig ausdrücken soll. Bei einen Mädchen wäre das einfacher..."

**7**

Heinz Kahlau wohnte in der Zeit seiner ersten schriftstellerischen Versuche im größten Arbeiterviertel des demokratischen Berlins. Von seinem Fenster aus war eine Fabrikanlage zu sehen, die ihrer wirtschaftlichen Wichtigkeit wegen ständig von bewaffneten Posten bewacht wurde. Kahlau beobachtete bei seinem Dichten und Sinnieren, wie einer von ihnen häufig die langweilige Wachzeit kurzweiliger zu gestalten wußte, indem er Damenbesuche empfing. Mit der Zeit trieb er es immer ärger, und dem jungen Arbeitersohn gefiel diese seltsame Art von Wachsamkeit nicht. Endlich schrieb er an die zuständige Dienststelle einen Brief, unter den er Namen und Adresse setzte. Sofort wurde alles geprüft und verhandelt. Stark beeindruckt, gelobte der Pflichtvergessene Besserung und hielt dieses Versprechen, denn die Angelegenheit war einmal ohne tierischen Ernst, sozusagen auf Dichterart begonnen und auch zu Ende geführt worden. Jenes Schreiben enthielt folgendes Gedichtchen, dessen sarkastische und bittere Endkonsequenz vermieden wurde, weil ein anderer rechtzeitig wachsam gewesen war:

„Ein Mädchen kommt, ein Mädchen geht,
am Lattenzaun ein Posten steht.
Die Maid geht hin, die Maid geht her,
die Postenstelle ist nun leer.
Ein Gauner kommt, ein Gauner geht,
der Posten hat ihn nicht erspäht.
Ein Kessel platzt, ein Werk bleibt stehn,
der Gauner ist nicht mehr zu sehn.
Ein Morgen kommt, ein Abend geht,
der Posten hinter Gittern steht."

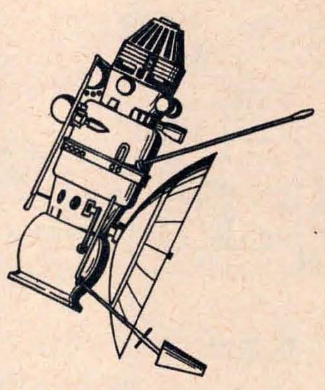
**8**

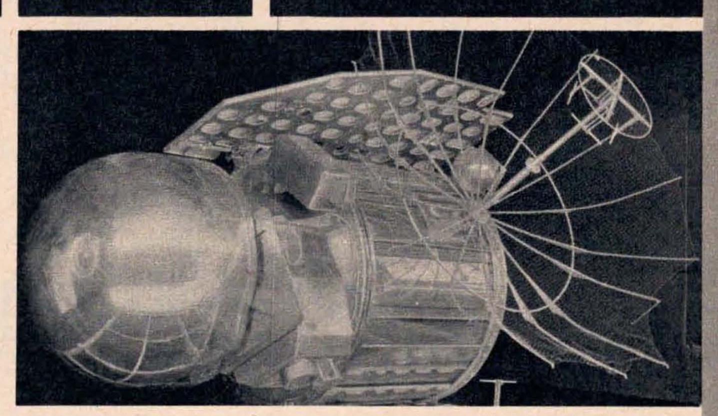
ARMEE-RUNDSCHAU 2/1971

TYPENBLATT

RAUMFLUGKÖRPER

## Venus (UdSSR)





**Technische Daten:**

| | |
|---|---|
| Verwendung | Sonde |
| Körperdurchmesser | 1,7 m |
| Körperlänge | 3,5 m |
| Spannweite der Solarzellenflügel | 4,5 m |
| Durchmesser der Landekapsel | 1,0 m |
| Flugmasse | 645 ··· 1130 kg |
| Masse d. Landekapsel | 400 kg |
| Flugdauer zur Venus | je nach Bahn 96 ··· 131 Tage |
| Erster Start | 12. 2. 1961 |
| Bisher gestartet | 7 |

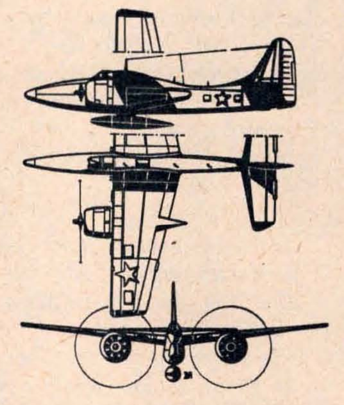
Diese Raumsonden (Foto Venus 1, Zeichnung Venus 4) dienen der Erforschung des Planeten Venus, seiner unmittelbaren Umgebung sowie des interplanetaren Raumes zwischen Erde und Venus. Als erster irdischer Raumflugkörper drang Venus 3 tief in die Atmosphäre der Venus ein; die Landekapseln von Venus 4, 5, 6 u. 7 gingen weich auf der Planetenoberfläche nieder und übermittelten während des Abstiegs Meßwerte zur Erde.

ARMEE-RUNDSCHAU 2/1971

TYPENBLATT

FLUGZEUGE

## Grumman F7F „Tigercat" (USA)





**Taktisch-technische Daten:**

| | |
|---|---|
| Spannweite | 15,71 m |
| Länge | 13,64 m |
| Höhe | 4,88 m |
| Startmasse normal | 9840 kg |
| maximal | 11650 kg |
| Höchstgeschwindigkeit | 587–696 km/h |
| Steigleistung | 21,6 m/s |
| Reichweite | 1920 km, mit Zusatztanks 2515 km |
| Gipfelhöhe | 12400 m |
| Triebwerk | 2 × Pratt u. Whitney R 2800-34 W, je 2100 PS |
| Bewaffnung | 4 × 20-mm-Masch.-Kanonen; 4 × 12,7 mm MG; 8 Raketen; 1800 kg Bomben als Außenlast. |
| Besatzung | 1 Mann |

Der 1941 konstruierte Marinejagdbomber „Tigercat" war in erster Linie für den Bordeinsatz auf den Flugzeugträgern der Midway-Klasse gedacht, später jedoch auch bei den landgestützten Einheiten des Marinecorps im Einsatz.

ARMEE-RUNDSCHAU 2/1971

TYPENBLATT

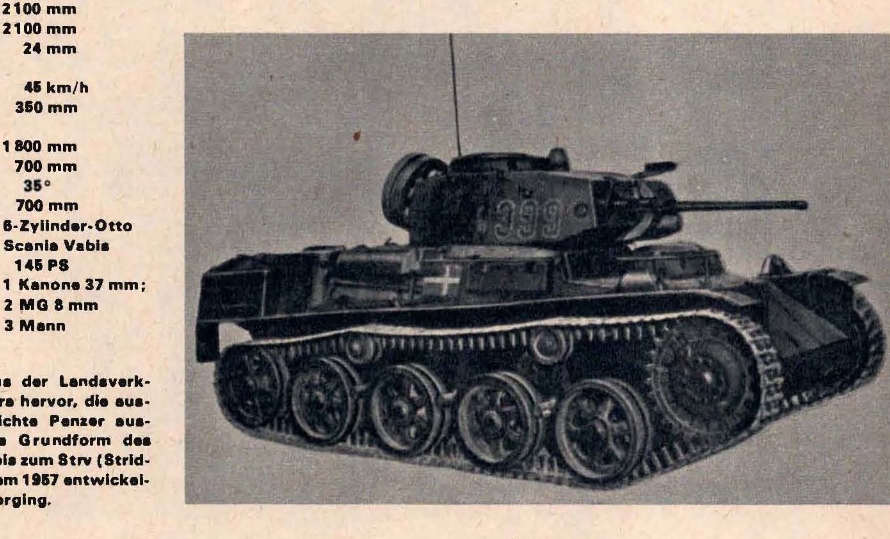
PANZERFAHRZEUGE

## Leichter Panzer Strv m/40–1940 (Schweden)

Taktisch-technische Daten:

| | |
|---|---|
| Masse | 11 t |
| Länge | 4900 mm |
| Breite | 2100 mm |
| Höhe | 2100 mm |
| Panzerung | 24 mm |
| Höchstgeschwindigkeit | 45 km/h |
| Bodenfreiheit | 350 mm |
| Überschreitfähigkeit | 1800 mm |
| Kletterfähigkeit | 700 mm |
| Steigfähigkeit | 35° |
| Watfähigkeit | 700 mm |
| Motor | 6-Zylinder-Otto Scania Vabis |
| Leistung | 145 PS |
| Bewaffnung | 1 Kanone 37 mm; 2 MG 8 mm |
| Besatzung | 3 Mann |

Der m/40 ging aus der Landsverk-Serie der 30er Jahre hervor, die ausschließlich auf leichte Panzer ausgerichtet war. Die Grundform des Panzers hielt sich bis zum Strv (Stridvagn) 74, der aus dem 1957 entwickelten Prototyp hervorging.



ARMEE-RUNDSCHAU 2/1971

TYPENBLATT

KRIEGSSCHIFFE

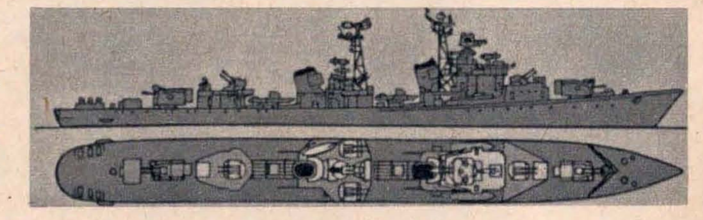
## Zerstörer „PLAMENNY" (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

| | |
|---|---|
| Wasserverdrängung (maximal) | 3850 ts |
| Länge | 128,0 m |
| Breite | 13,0 m |
| Tiefgang | 4,5 m |
| Geschwindigkeit | 36 kn |
| Antriebsanlage | Gasturbinen |
| Bewaffnung | 4 × 130-mm-Universalgeschütze; 16 × 47-mm-Flak; 10 TR 533 mm; reaktive Wasserbombenwerfer; etwa 80 Minen |
| Besatzung | 360 Mann |

Letzter konventioneller Zerstörertyp, der in den 50er Jahren in der Sowjetunion in Großserie gebaut wurde. Heute noch stellen diese Zerstörer äußerst kampfstarke Einheiten dar. Vom Grundtyp wurden in der Folgezeit mehrere Lenkwaffen-Versionen abgeleitet und somit die Einsatzmöglichkeit und Kampfstärke beträchtlich erhöht.







# Geschichten von wahren Menschen

Das ist unsere Kette, die Kette Milan. Wenn wir aus den Maschinen steigen, ist der eine vom anderen kaum zu unterscheiden. Aber trotz des Vielen, das wir gemeinsam haben, ist jeder ein Mensch mit eigenen Wünschen, Hoffnungen und Problemen. Ja, auch Problemen. Die hält der beste Druckanzug nicht ab. Ich kenne mich da ein wenig aus, als Parteisekretär der 3. Staffel. Hauptmann Helmut Wendland, wenn Sie gestatten, der Längste, der in der Mitte.

Mein linker Nebenmann, also der zweite von rechts, ist der Oberleutnant Roland Herzog. Ein Flieger mit Leib und Seele. Aber neulich konnte ihn der Flugleiter nicht starten lassen. Der Grund: Erhöhter Blutdruck. Natürlich weiß ich, was ihn drückt und wer seinen Kreislauf durcheinander gebracht hat. Der Grund heißt Sigrid Sebald. Unsere Staffel war dabei, als ihre Liebe begann. Das war vor einem Jahr, als Sigrid mit ihrer Klasse auf den Flugplatz kam. Nun sind wir Zeuge, wie diese Liebe endet. Aber ist sie denn wirklich zu Ende? Lieben sich die beiden nicht mehr? Sigrid hat sich diesen Abschiedsbrief gewiß lange Zeit überlegt. Ihr erster Mann war Sprengmeister der VP. Bei einer schwierigen Bombenentschärfung kam er ums Leben. Nun hat sie Angst, sie müßte auch um Roland ständig in Sorge leben. Natürlich hat er ihr wieder und wieder zu erklären versucht, daß man unsere guten und zuverlässigen MiG's nicht mit Zeitzünder-Blindgängern vergleichen kann. Aber sie hat's begriffen und doch nicht begriffen. Da ist auch ein Parteisekretär machtlos. Aber da die Liebe trotz des Abschiedsbriefes zu dauern scheint, darf man noch hoffen.

Unser Staffelkommandeur ist der Mann zu meiner Rechten. Zwar lächelt er hier wie Clark Gable, oder besser wie Alfred Müller, aber in seinem Inneren ist längst nicht alles eitel Sonnenschein. Nein, keine unglückliche Liebe. Über dieses Alter ist man zumeist mit 40 hinaus. Und Thomas Milan ist mit seiner



tüchtigen Frau Renate sehr glücklich. Aber eben die Vierzig sind es, die ihn bekümmern. Kein Alter, werden Sie sagen. Für jeden anderen wirklich kein Alter. Für einen Spitzensportler oder Überschall-Flugzeugführer aber schon. Bei der letzten flugmedizinischen Kontrolle fiel mir seine Nervosität auf. Und er versprach wiedermal, sich das Rauchen abzugewöhnen. Nur, seine nachlassende Sehschärfe wird davon auch nicht wieder besser werden. Zur Zeit kann er dieses Handicap noch durch seine große fliegerische Erfahrung wettmachen. Aber er weiß, daß die Stunde kommen wird, wo er nicht mehr mit einem Überschallflugzeug starten kann. Natürlich hat er auch ohne MiG eine Perspektive, und auch das weiß er genau. Aber verdammt hart wird es trotzdem werden, wenn es soweit ist. Na, immerhin sind da links und rechts von ihm Genossen, die ihm beistehen werden. Und seine Frau Renate auch...

Ja, und dann ist da unser Jüngster, Jochen Kullas,

**Dichtung und Wahrheit in Sachen „Die zweite Liebe"**



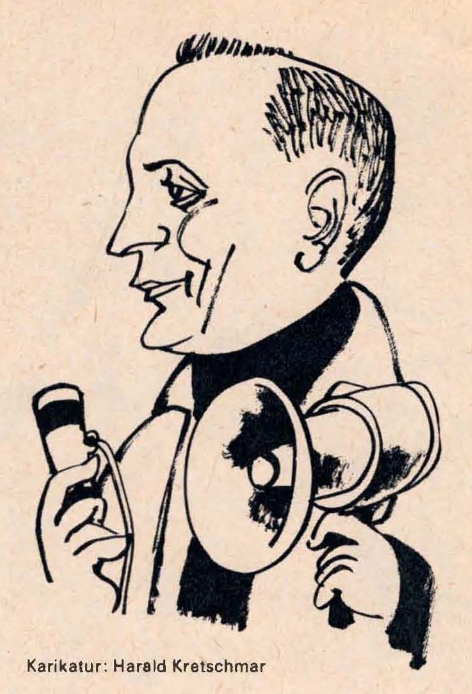


Der Staffelkommandeur (Alfred Müller) lächelt. Was verbirgt er hinter seiner Selbstsicherheit? (Rechts Jürgen Frohriep)

Erhöhter Blutdruck bei Oltn. Herzog (Peter Aust). Der Grund heißt Sigrid (Monika Gabriel).

# SOLDAT JÁNOS

*János Veiczi ist wie die meisten János ungarischer Abstammung, aber seit über 20 Jahren mit und inzwischen auch in der DDR verheiratet. Einer der jungen Leute der DEFA, die heute Mitte 40 sind. Vater von einem guten halben Dutzend Spielfilmen sowie von zwei Söhnen, deren einer das Spielen sogar bezahlt bekommt – als Filmkind in Papas neuestem Werk.*
*Vater János arbeitete sich nach einem stark beachteten Zwischenfall in Benderath Schritt für Schritt an unsere Gegenwart heran und zeigt dabei eine Vorliebe für ihren militärischen Bereich. Versteht es, zeitnahe Stoffe kopfhautnah – mit politischer Tiefenwirkung – an den Mann zu bringen. („For eyes only", „Rendezvous mit Unbekannt"). Erreichte mit seinen „Gefrorenen Blitzen" selbst das ferne Paris. Ist zur Zeit bei unseren Luftstreitkräften gelandet. Hat trotz mittlerer Statur eine breite Brust, an der er zu Staatsfeiertagen den Nationalpreis, den Kunstpreis der DDR, die goldene Waffenbrüderschaftsmedaille, die ebensolche Verdienstmedaille der NVA und weitere Erfolgsbestätigungen befestigt. Trotzdem ist dort noch etwas Platz vorhanden. Den Dienstgrad Soldat verlieh „AR", den hat er noch nicht.*



Karikatur: Harald Kretschmar

---



**Kein Platz für Probleme unterm Druckanzug. Hptm. Wendland (Stefan Lisewski)**

Unterleutnant, ganz links im Bild. Direkt von der Offiziersschule kam er zu uns. Sein bester Freund hatte einen Unfall, davon erzähle ich noch. Jochen macht sich seitdem Gedanken darüber und fliegt unsicher. Bei einem der letzten Flüge hatte er Illusionen; keine im üblichen Sinne, sondern im fliegerischen. Die Sinne nehmen dabei die Umwelt anders wahr, als sie die Instrumente anzeigen. Und dann weiß man nicht, soll man seinen Sinnen oder den Instrumenten trauen. „Zeitweiliger Raumorientierungsverlust", wie die Mediziner sagen. (Übrigens, wenn Sie das mit den Illusionen ganz genau wissen wollen, dann gehen Sie mal in's Kino, sich den neuesten DEFA-Film „Die zweite Liebe" ansehen. Dort erfahren Sie Genauestes in Farbe und Totalvision.)
Jochen ist kein Feigling. Wir helfen ihm, daß er seine Krise überwindet. Da hilft vor allem Komplextraining. (Hat nichts mit Komplexen zu tun!). Er muß wieder das Gefühl bekommen, daß er in seiner Kanzel weder der Technik, noch der Elektronik ausgeliefert ist. Und auch Papa Kullas aus Rostock kann und wird da einiges tun...
Leutnant Dieter Lenz, der hier noch lustig in unserer Reihe geht, im Bild ganz rechts, liegt jetzt im Krankenhaus. Selbstverschuldeter Unfall. Bei der Flugvorbereitung träumte er von seiner Anka, wie weiland der Prinz von Homburg vor der großen Attacke von seiner Ottilie.

*Sigrid:* Du gefällst mir sehr. Ich fürchte, daß ich mir mein Leben ohne Dich nicht mehr vorstellen könnte, wenn das mit uns noch eine Weile weitergeht... Aber ich will nicht noch einmal mit einem Helden leben. Nicht zu wissen, wenn er morgens geht – ob er abends auch heil nach Hause kommt – oder...eine Nachricht...statt seiner.

*Herzog:* Wer ist hier ein Held? Ich bin nicht einmal etwas Besonderes...

*Sigrid:* Doch! Dein Beruf ist ungewöhnlich. Er ist so, daß Du jedesmal, wenn Du in Deine Maschine steigst, mit Gefahr rechnen mußt.

*Herzog:* Das gilt auch für andere Berufe. Von der Sorte gibt es landauf und landab eine Menge.

*Sigrid:* Könntest Du mir...und Frank zuliebe... aufhören?

*Herzog:* Mit dem Fliegen? Nein!

*Sigrid:* Warum nicht?

*Herzog:* Du weißt nicht – was Fliegen ist.

*Sigrid:* Erkläre es mir...

*Herzog:* Das kann ich nicht. Das haben nicht einmal Dichter fertiggebracht. Das muß man erlebt haben...

*Sigrid:* Versuch's! Ich will Dich verstehen!

*Herzog:* Siggi... So hoch fliegt kein Vogel. Du bist schneller als der Schall... Was Dich da oben trägt, das sind nicht nur ein Triebwerk und zwei Deltaflügel. Das sind ein paar Jahrtausende... Millionen Menschen... und Milliarden von Gedanken... vor uns... mit uns... Ich will sagen... Dort oben spürst Du mit jedem Atemzug: Die Menschen sind Riesen.

*Sigrid:* Gut. Weiter.

*Herzog:* Natürlich geht es gar nicht allein ums Fliegen. Ich bin Soldat.

*Sigrid:* Das weiß ich.

*Herzog:* Ich habe eine Aufgabe übernommen. Niemand hat mich dazu gezwungen. Das, was ich tue, ist einfach notwendig.

(Aus dem Drehbuch „Die zweite Liebe" von Wolfgang Held und János Veiczi.)

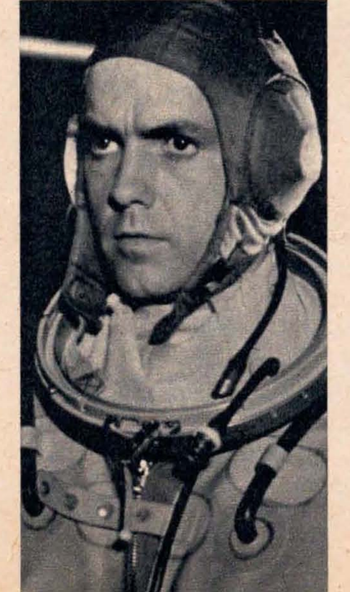
---

Und war, bei einem Abfangflug gegen westdeutsche Starfighter, die mitten im Frieden ständig unser Radarsystem testen, nicht ganz Herr seiner Maschine. Illusionen. Bekam den Befehl, sich zu katapultieren, zögerte aber, ihn auszuführen, und es ging um Sekunden. Im allerletzten Moment, fast war es schon zu spät, riß er doch noch am Griff. Nun liegt er, wie gesagt, im Krankenhaus und meint, alles sei aus und vorbei. Sogar von seiner Anka will er sich trennen, damit sie nicht an einen zeitlebens behinderten Mann gebunden sei, wie er meint. Da lesen die Leute nun die Geschichte vom wahren Menschen, die eine wahre Geschichte ist, und was lernen sie daraus, wenn sie's mal selber betrifft? Na, zum Glück hat diese Sportstudentin unter ihrem Badeanzug nicht nur einen hübschen Busen, sondern auch noch einen äußerst anständigen Charakter. Sie



**Träumte von Anka – fast lebensgefährlich. Hier ganz in Familie. Ltn. Lenz (Klaus-Peter Thiele) und seine Anka (Regina Beyer)**

**Angst vor Illusionen? Ultn. Kullas (Ingolf Gorges), der Jüngste der Staffel**



## *DER FLIEGER –*

**Zeitgenosse unter Zeitgenossen aus der Sicht der Film-Darsteller**

Einen Eliteanspruch, so glaube ich, gibt es bei unseren Kampf-Fliegern nicht, auch wenn die Ausbildung eines solchen Mannes ebenfalls enorm teuer ist. Diese Beherrscher des Horizonts sind ein Teil im Ensemble aller Verbände unserer Armee. Ein wichtiger Teil, gewiß, aber ohne die anderen nicht wirksam. Und auch die NVA ist nur ein Teil im Gesamtverband des Warschauer Paktes – das hat sich auch beim letzten Manöver deutlich gezeigt. Wichtig und neu ist, daß es zwischen den Waffengattungen der NVA zwar einen gesunden Wettbewerb, aber keine Rivalität gibt.

*Alfred Müller, Darsteller des Major Milan*

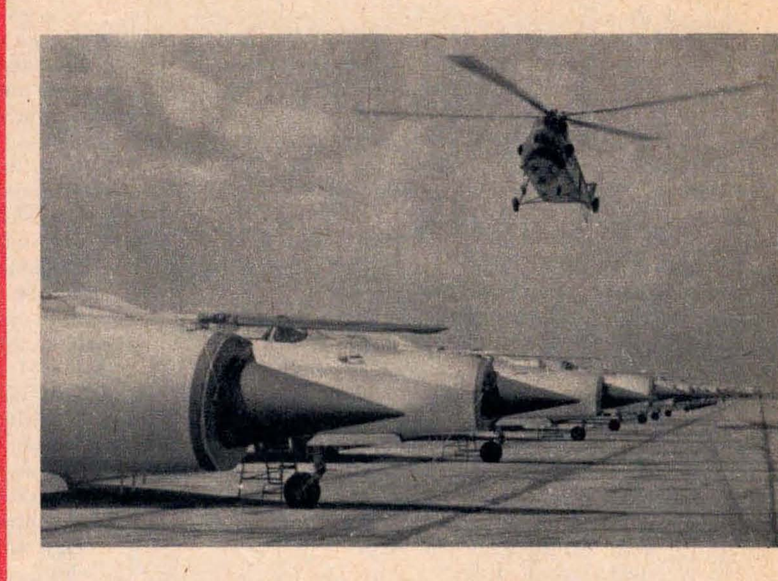
Eine ungewöhnlich gute Familie aufzubauen – so sieht Renate Milan im Film, wie viele Fliegerfrauen in der Realität, ihre Aufgabe. Das ist ihr bedeutender, als einer „guten Familie" zu entstammen. Harmonie zu Hause für den Mann, Erziehung der Kinder zu sozialistischen Menschen und Gemeinschaftsdenken und -fühlen über die vier Wände hinaus.

*Jutta Wachowiak, Darstellerin der Renate Milan*

Leere Vergnügungen stehen bei unseren Fliegern – ich kenne sie seit meiner Dienstzeit bei den Luftstreitkräften – nicht auf dem Programm. Viele Jungs sagen: „Ich rauche nicht, damit ich länger einsatzfähig bin." Der Dienst ist hart, häufig werden sie von Starfightern, die sich unserer Staatsgrenze nähern, provoziert. Diese Männer kennen ihren politischen Auftrag.

*Peter Aust, Darsteller des Oberleutnant Herzog*

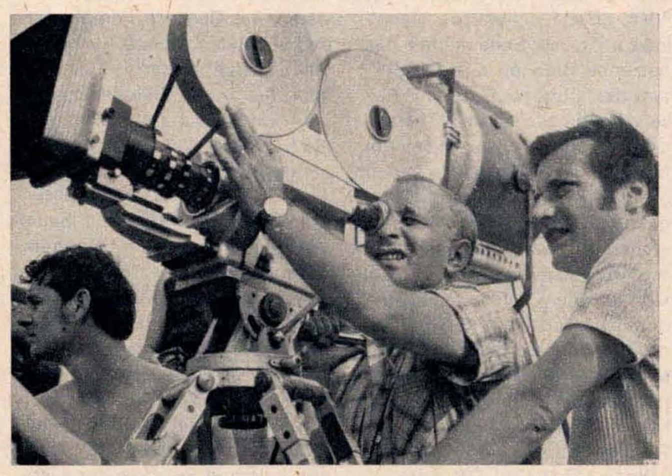




läßt den Dieter nicht im Stich. Er ist eben nicht allein ein Fall für die Medizinmänner, die ihm sein Kreuz wieder hinbiegen werden, sondern auch für uns, die ihm den Rücken stärken, wie man so schön sagt, was in seinem Falle heißt, ihm Mut zu machen, damit er wieder auf die Beine kommen will.
Vier Männer. Jeder hat seine Probleme. Aber es sind eben nicht nur seine, sondern auch unsere Probleme, weil sich einer für den anderen verantwortlich fühlt. Weil wir Genossen und Soldaten sind. Ich kann es mir bei dieser Problemfülle kaum leisten, auch noch welche zu haben. Und so wollen wir die Sache mit meinem Bruderherzen, das sich nicht als Offizier bewerben will, mal nur als Schwierigkeit bezeichnen.
Zu viele Probleme für ein so kleines Kollektiv, finden Sie? Es sind nicht zu viele, nur ein wenig verdichtet, wie es in der Kunst so üblich ist. Denn die Geschichte, die ich Ihnen erzählt habe, ist eine erdachte Geschichte, eine Filmgeschichte. Aber die Menschen und Probleme stammen aus der Wirklichkeit. Menschen wie Milan und seine Staffel, Menschen, die sich für einander verantwortlich fühlen, gibt es bei uns schon sehr viele.
Gestatten Sie nun, liebe Leser, mich von Ihnen bis zu einer Wiederbegegnung im Kino zu verabschieden und einen Ihnen sicher guten Bekannten, den Regisseur und Mitautor der „Zweiten Liebe", Genossen János Veiczi, ums Wort zu bitten:
„Das ist mein siebenter Film – und der zweite, in dem die NVA die Hauptrolle spielt. Vor zehn Jahren, anläßlich der Premiere von „Schritt für Schritt", hatten wir uns mit den Genossen der NVA vorgenommen, einen zweiten Film aus diesem so wichtigen Lebensbereich zu schaffen, wenn sich eine geeignete Geschichte zur Verfilmung anböte. Jetzt ist es soweit. „Die zweite Liebe", die ein Geburtstagsgeschenk der Filmkünstler zum 15. Jahrestag der NVA sein soll, wird von dem oft zitierten „gewöhnlichen Revolutionär" unserer Tage erzählen. Von keinem einzelnen Helden, sondern von einem Kollektiv. Eigentlich könnte jeder der fünf Genossen der Kette, könnten die beiden

seit dem Spanienkrieg befreundeten Generale der Sowjetarmee und NVA, könnte auch die Lehrerin Sigrid die Zentralgestalt des Filmes sein. Aber die Realitäten im Leben haben ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten und fordern, nach immer neuen und gültigeren künstlerischen Lösungen zu suchen. So wurden all diese Geschichten zu einem Ganzen verwoben. Das brachte für uns ideologisch-künstlerische Probleme mit sich: Kann man in einer Geschichte ein Kollektiv als Helden gestalten? Wir meinen ja. Der Film soll darauf antworten.

Luftverteidigung nach besten Kräften unterstützt. Generale, Kommandeure verschiedener Stufen, Militärärzte, Flugzeugführer und deren Frauen sowie Techniker waren unsere sachkundigen Partner. Kurz: Es war eine Kooperationsarbeit. Eine echte. So zeigte sich auch hier, daß man heute bestimmte Filme nicht mehr realistisch machen kann, ohne sich mit den Fachleuten aufs engste zu verbünden. Eins bedaure ich sehr: Aus gesundheitlichen Gründen (ich habe früher einmal zu eifrig geboxt und zu lange Fußball gespielt) wurde es



**Neue künstlerische Lösungen. Regisseur János Veiczi (Mitte) und Kameramann Eberhard Borkmann**

Auch technische Probleme waren zu meistern, z. B. erwiesen sich unsere gebräuchlichen Kamera-Objektive als nicht geeignet genug, um die schnellen Abfangjäger im Fluge wirkungsvoll einzufangen. So haben wir viel mit langen Brennweiten gearbeitet und dabei manch nützliche Erfahrung gesammelt. In allen Fragen, sowohl ideologisch-künstlerischen als auch technischen, organisatorischen und militärischen, haben uns die Genossen vom Kommando Luftstreitkräfte/

mir nicht gestattet, selbst zu fliegen. Einer unserer Kameraleute, ein sehr begabter, ehrgeiziger und mutiger junger Mann, Günter Heimann, flog in einer der U-Maschinen als zweiter Mann mit. So entstanden ausgezeichnete, überraschende und meiner Meinung außergewöhnliche Aufnahmen während der Flüge.
Wir Filmleute, liebe Leser, freuen uns über Ihren Kino-Besuch und sind sehr darauf gespannt, Ihr Urteil über unsere Arbeit zu hören.

## *DER FLIEGER —*

**Held der westlichen Welt aus der Sicht der West-Gazetten**

„Nahmen schon die Flieger des kaiserlichen Heeres und danach die der Großdeutschen Wehrmacht einen Sonderstatus ein – Fliegerhelden wie Udet, von Richthofen, Mölders oder Marseille wurden auch von der Öffentlichkeit stärker honoriert als die Heroen anderer Waffengattungen – so ist heute der Starfighter-Pilot der absolute Star, auch unter seinen ‚konventionell' fliegenden Kollegen. Sein Eliteanspruch gründet sich zunächst auf die Höhe seiner Ausbildungskosten. Kein anderer Mann unserer Republik kann einen vergleichbaren Aufwand für sich in Anspruch nehmen."

*„Neue Zeit", Hamburg*

„Die Frauen von Starfighter-Piloten stammen offenbar aus ungewöhnlich guten Familien. Ihre Väter sind Ärzte, Verleger, Fabrikanten, Regierungsbeamte. Nur eine einzige ‚ärgerliche Person' soll es hier oben geben: aber die gehört ‚selbstverständlich zu keinem Offizier' sondern einem Mechaniker ‚oder irgend sowas'."

*„Neue Zeit", Hamburg*

„In Scharen melden sich Bundeswehrpiloten zum deutschen Luftwaffenübungsplatzkommando Decimomannu. Vom Dienst unter der Sonne Sardiniens versprechen sie sich eine Steigerung der Finanzen und Lebensfreude. Hier wird mehr gefeiert denn irgendwo, mehr pokuliert und mehr getanzt, und nichts erscheint den uniformierten Siedlern lächerlicher als der Hinweis, es sei ein Tanz auf dem Vulkan."

*„Neue Rhein-Zeitung"*



# Der schwarze Mann der Dunkelmänner

Ein Gespenst geht um in Westdeutschland – das Gespenst der NVA. Der „schwarze Mann" links auf dieser Seite richtete das blitzende Bajonett aus den Seiten des bundesdeutschen Reservistenmagazins „loyal" heraus drohend auf die Leser. Mit einem Unterschied: Dort ist er noch größer. Und in der gleichen Ausgabe von „loyal" finden sich 24 weitere „schwarze Männer" dieser Art. Finster!

Und was der Grafiker mit seinen dunklen Gestalten ankündigt, das hält der Text ganz unbestritten. Die NVA sei ein „Werkzeug für Moskaus Strategie" und folglich aggressiv. Meint „loyal". Finster, finster!

„Wenn NRW die DDR wäre... ein absurder Gedanke?" ist ein Artikel überschrieben. Mit „NRW" ist Nordrhein-Westfalen gemeint. Dort wohnen wie in der DDR rund 17 Millionen Menschen. Und „loyal" malt ein Bild, wie es militärisch in Nordrhein-Westfalen aussähe, wenn es eben die DDR wäre. Finster, finster, finster!

Es ist ein erschütterndes „Bild außerordentlicher Militarisierung". Allerdings ist die Machart des (Mach)Werks weder neu noch originell. Also: Man nehme die NVA, sei dabei mit einigen 10000 Mann nicht kleinlich, rechne Polizei, Kampfgruppen und GST hinzu, addiere die Reservisten der NVA, zähle damit beispielsweise jenen Reservisten, der Genosse Kämpfer ist und auch als Kamerad Ausbilder wirkt, gleich dreifach – ja, und man hat eine Millionenarmee, vor der dem gutgläubigen „loyal"-Leser einfach angst und bange werden muß.

Aber wer wollte von dieser Märchen-Mathematik auf Seite 14/15 überrascht sein? Denn es stimmt ja bereits beim Titel „loyal" und dem Untertitel „Das kritische Wehrmagazin" nicht. Ein kritisches Wehrmagazin? Kritisch die Wurzeln der Aggressivität aufzudecken – allein welch weites historisches Feld bietet dafür Nordrhein-Westfalen. Dort an Rhein und Ruhr war (und ist) jene Firma zu Hause, deren Name einst mit dem des Kanonenkönigs zusammenfiel: Krupp. Aber „loyal" ist eben nicht kritisch und steht den alten und auch den neuen „Kanonenkönigen" nicht nur „loyal" gegenüber.

Einmal allerdings wird „loyal" fast unloyal, entdeckt sein Herz für die Arbeiter: „Die Kumpel in den Zechen, die Hüttenwerker in den Stahlkochereien, die Chemiewerker in Leverkusen oder Hüls wären (wenn NRW die DDR wäre) gegliedert in Hundertschaften der ‚Betriebskampfgruppen' – mit 82-mm-Granatwerfern und Betriebsdirektoren

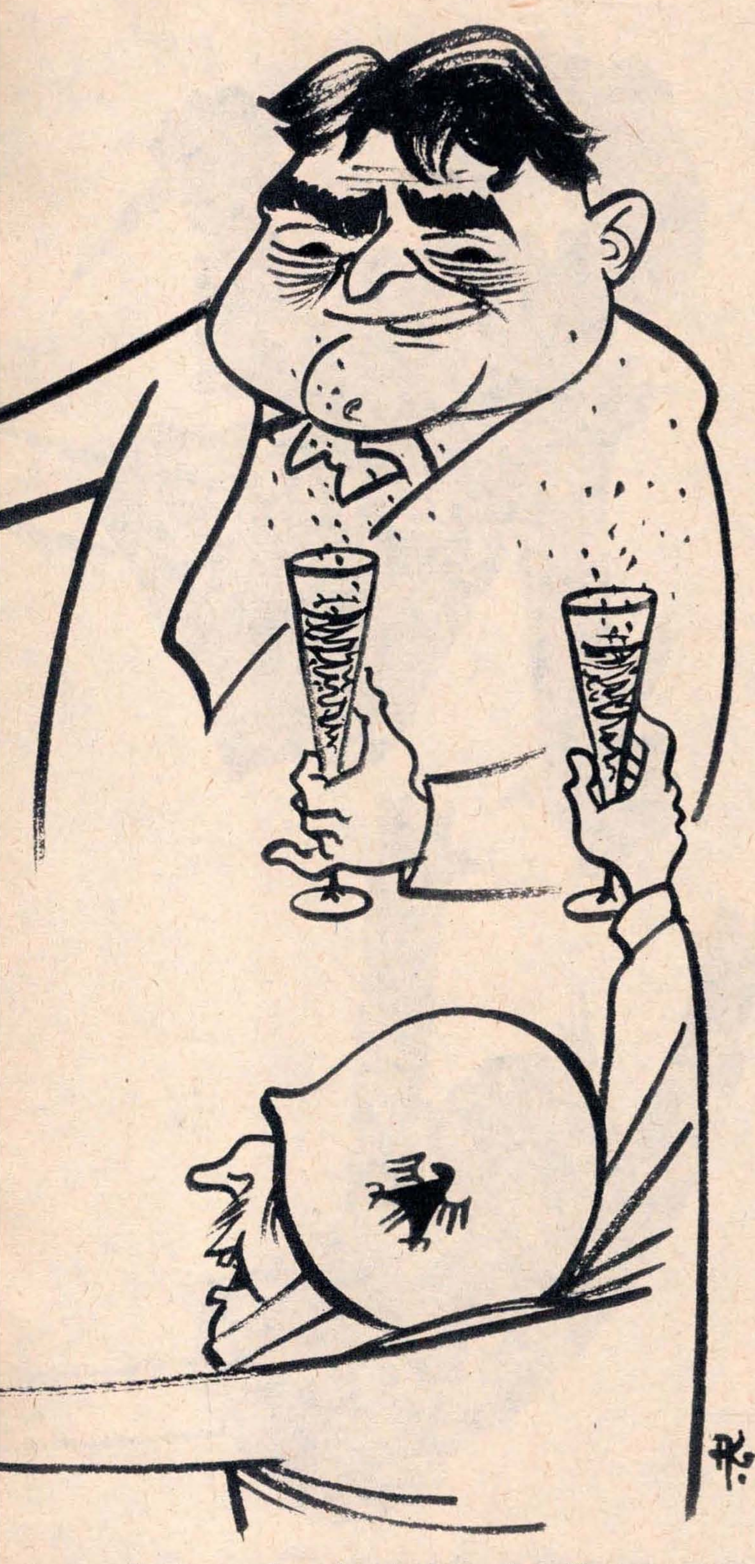
als Bataillonskommandeuren." Da muß ja der Chemiewerker aus Leverkusen, ist er gutgläubig, das Gruseln bekommen. Kampfgruppen als Zwangstruppen! Und dann noch die Direktoren als Kommandeure! Die sind in Nordrhein-Westfalen keine Roten und deshalb für die Arbeiter ein rotes Tuch – trotz aller angeblichen Sozialpartnerschaft. Aber Gott sei Dank wollen die Betriebsdirektoren in Nordrhein-Westfalen ja selbst keine Kampfgruppen revolutionärer Arbeiter. Es gab schon einmal in Nordrhein-Westfalen bewaffnete Hundertschaften der Arbeiter: 1920 in der Roten Ruhrarmee. Welche Art Begeisterung ihnen die Weißen entgegenbrachten, schilderte einer der Söldner.

„Pardon gibt es überhaupt nicht. Selbst die Verwundeten erschießen wir noch. Die Begeisterung ist großartig, fast unglaublich. Unser Bataillon hat 2 Tote. Die Roten 200 bis 300. Alles, was uns in die Hände fällt, wird mit dem Gewehrkolben zuerst abgefertigt und dann noch mit der Kugel... Gegen die Franzosen waren wir im Felde viel humaner."

50 Jahre ist inzwischen das Wasser den Rhein und die Ruhr hinuntergeflossen. Daß aus diesem Anlaß dortzulande jene konterrevolutionären Truppen gelobt, gefeiert wurden, beweist nur das durchaus nicht Unglaubliche: Die Herren nordrhein-westfälischen Betriebsdirektoren und ihre Militärs hassen die revolutionäre Arbeiterklasse nicht weniger als eh und je. Aber wenn Nordrhein-Westfalen die DDR wäre, hätten ebenso unbestritten diese Herren nichts mehr zu sagen im Lande. Dann gäbe es nicht mehr die „Deutsche Bank" (mit der zentralen Personalabteilung in Düsseldorf 1, Junghofstr. 45–47), die da in „loyal" inseriert; es bestünden keine Kartelle und Konzerne mehr und damit auch kein Rechtskartell – und um den Frieden in Europa wäre es besser bestellt.



**„Denen werden wir es schon zeigen!"**



**„Denen werden wir es schon zeigen!"**

Was müßte sich an Rhein und Ruhr ändern, damit dort Verhältnisse wie in der DDR bestünden? Derart kritisch (und nicht demagogisch wie von „loyal") beantwortet, ist die Frage: „Wenn NRW die DDR wäre..." in der Tat nicht absurd. Ebenso wie ihre Umkehrung.

Wenn also die DDR dem Land Nordrhein-Westfalen gliche, hätten wir zu Anbeginn nicht nur vier, sondern über hundert Hochöfen gehabt, beste Steinkohle dazu im Überfluß und dann... Aber wir wollen nicht zu jenen Leuten zählen, von denen man sagt: „Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hätt sicher aus Häckerle Gold schon gemacht."

Sicher jedoch ist, daß „loyal" und den rheinisch-westfälischen Betriebsdirektoren die DDR und die NVA nicht passen. (Traurig für uns, wenn's anders wäre!) Und wie sie's gern hätten, läßt sich nach den „Grauen Plänen" und auch nach „loyal" ganz ohne Spekulation beantworten. Es gäbe dann natürlich in Berlin ein mehr als loyales Reservistenmagazin „loyal". Der Chefredakteur hieße von Raven. Der Mann wäre zugleich stellvertretender Chefredakteur von Springers „Welt", und allein diese Personalunion wäre die Offenbarung, für wessen Interessen da die Reservisten auf dem Sprung bleiben müßten.

Doch beginnen wir bei der Einberufung. Der Soldat käme dann nicht in eine Thomas-Müntzer-Kaserne, sondern in eine Hindenburg-Kaserne, nicht in das Hans-Beimler-Regiment, sondern in das Lettow-Vorbeck-Objekt, benannt nach einem „großen" Kolonialkrieger. Falls der Soldat etwa Sozialist wäre, müßte er seine Ansichten schön zu Hause lassen oder zu gut Deutsch: Die Schnauze halten. Denn er schwört dann auch nicht auf den Sozialismus und auch nicht auf die Waffenbrüderschaft mit der Sowjetunion. Was nicht heißt, daß man dann die „russischen"

Erfahrungen in den Wind schlagen würde. Der kommandierende General des Wehrbereiches Sachsen/Thüringen wäre dann vielleicht Generalmajor Eicke Middeldorf (z. Z. Wehrbereich NRW), der in zahlreichen Artikeln die „Taktik des Rußlandfeldzuges" für die Bundeswehr ausgewertet hat. Und weshalb sollte nicht ähnlich wie in Münster, wo im Oktober das Oberfeldwebel-Rampe-Haus eingeweiht wurde, im Potsdamer Armeemuseum ein Oberfeldwebel-Rampe-Raum feierlich eingeweiht werden! Besagter Oberfeldwebel soll anno 1943 mit einem Tiger-Panzer zahlreiche sowjetische Panzer vernichtet haben. Einen besseren Richtungsweiser könnte der Soldat doch wirklich nicht bekommen für den Sinn seines Soldatseins – wenn die DDR ein Bundesland wäre.



Und natürlich hätte der Soldat, der dort Ehrenwache stehen müßte, seine Waffe nicht aus den Händen eines Arbeiterveteranen oder eines Genossen Kämpfers bekommen – als symbolischen Ausdruck der Arbeitermacht. Weil es keine Arbeitermacht gäbe, bestünden auch keine Kampfgruppen, sie zu schützen. Aber ganz sicher beständen auch dann die besten Beziehungen zwischen der Armeeführung und den Industrieführungen. Denn ebenso wie es in der Armee keinen General und kaum einen anderen Offizier aus der Arbeiterklasse gäbe, und natürlich keine Sozialisten und keine SED, ebenso sicher säßen in den Industrieleitungen keine Sozialisten und keine Roten. Dann herrschte von Berlin aus wieder die „Deutsche Bank"; Krupp würde wieder in Magdeburg, die AEG in Hennigsdorf und Wildau das Regiment führen, und in Leuna würden die IG-Farben schalten und walten. Dann träfe sich in Jena wie jüngst im Oktober in Bad Godesberg der Arbeitskreis für Wehrforschung. Sein Präses, Vizeadmiral Ruge, der die Ostsee als „ideale Rollbahn gegen den Osten" und die revolutionären Matrosen Köbis und Reichpietsch als „gefährliche Meuterer" beschimpfte, dieser Herr Ruge würde dann den General Wagemann begrüßen und den Herrn Bormann von der Rheinstahl AG. Und danach würden sie in Jena hinter verschlossenen Türen an die Arbeit gehen – auf daß die „Osterfahrungen" auch immer den nötigen waffentechnischen Nachdruck erhielten.

Ja, wenn die DDR eine bundesdeutsche Provinz wäre – dann brauchten die Dunkelmänner von „loyal" die NVA nicht mehr als „schwarzen Mann" darzustellen, dann gäbe es in der Tat auch im Osten Deutschlands eine Armee der Weißen. Genauer gesagt: Es bestünde keine Nationale Volksarmee, die den Sozialismus und den Frieden schützt, sondern die Bundeswehr, die dem Kampf gegen den Sozialismus dient. Aber finden nicht auch Sie bereits diese Annahme absurd?

*Major H. Huth*

# Aufstand der JAGUNCOS

*Fortsetzung von Seite 70*

uns sagten, wir sollten uns dem Conselheiro anschließen, da Senhor Albuquerques uns alle entlassen hatte. Aber er hatte uns entlassen, um uns nach Canudos zu treiben, wo wir für seine Interessen gegen die Republik kämpfen sollten. Oliveira wußte das alles, und er war so mutig oder nennen Sie es unvorsichtig, seine Absichten zu früh bekanntzumachen. Die Herren in Bahia möchten aber heute nicht mehr an diese Zeit erinnert werden. Sie fürchteten Oliveiras Enthüllungen, deshalb mußte er sterben. Er wußte zuviel. Seine Mörder sitzen in Bahia, sie blieben ungeschoren, weil unsere Republik eine Republik der Reichen für die Reichen geworden ist."

Der Mann aus Lissabon ist ein Journalist, er ist an schnelles Reagieren gewöhnt. Damals, vor Jahren, hat man über Canudos einiges in den Zeitungen Lissabons gelesen, die Aufständischen wurden als gewöhnliche Banditen hingestellt. Aber dieser Dom Diaz, der neben ihm geht, ist kein Bandit.

„Haben Sie damals in Canudos mitgekämpft?" fragt er.

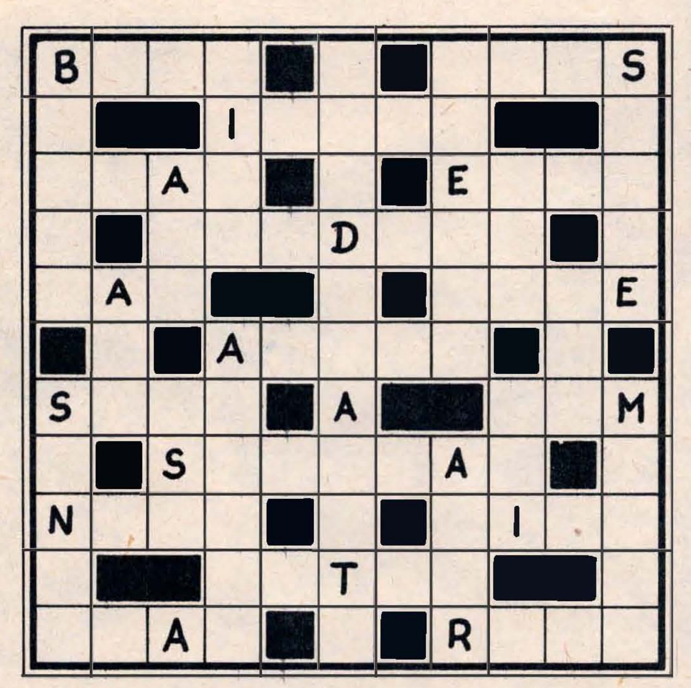
„Ja, Senhor, ich war noch sehr jung, erst später habe ich verstanden, was eigentlich damals geschah. Ich bin nach Rio geflohen, als ich sah, daß mein Vater tot ist; ich wollte in das Dorf und in die Nähe der Familie Albuquerques nicht mehr zurückkehren. Die Arbeiter im Hafen von Rio, Senhor, haben mich aufgeklärt."

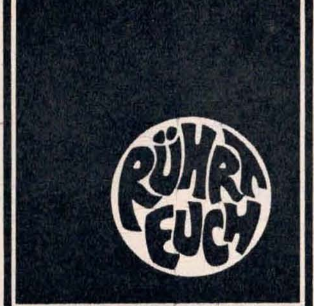
Der Mann aus Lissabon denkt nach. Das ist nichts für seine Zeitung in Lissabon. Offenbar geht es hier in dem schönen exotischen Brasilien so zu wie überall in der Welt.

Plötzlich hört er eine laute Stimme, ein Schuß fällt. Der Zug stockt, die Menschen werden unruhig, die Polizisten drängen nach vorn. Auch der Mann aus Lissabon, eingedenk des Grundsatzes, daß er aus beruflichen Gründen überall dabei sein muß, ist nach vorn geeilt. Er kommt gerade noch zurecht, um zu sehen, wie die Polizisten einen verwundeten Arbeiter von einem Pferdewagen herunterzerren. Anscheinend war er es, der den Ruf ausgestoßen hat:

„Nieder mit den feudalen Mördern und ihren Gönnern in der Regierung! Es lebe die Revolution der Arbeiter und Bauern!"

Kein Stoff für Lissabon, denkt der Journalist aus Portugal.

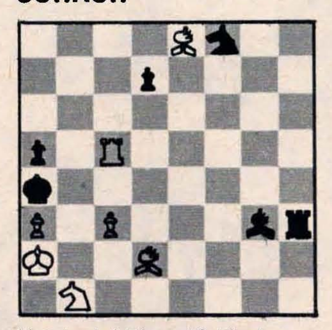





## KREUZGITTER

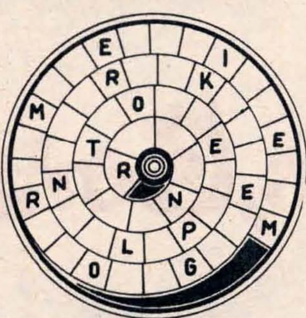
1. Getreideart, 2. Stadt in der UdSSR, 3. Bescheinigung, Gutachten, 4. Blutgefäß, 5. Haustier der Lappen, 6. Handlung, 7. Stadt im Bezirk Magdeburg, 8. Überbleibsel, Rückstand, 9. Sprengkörper, 10. See in Finnland, 11. in den Boden gebrachter Samen, 12. Staatshaushalt, 13. Einfahrt, 14. Teil der Pferdezäumung, 15. Abschnitt eines Bühnenwerkes, 16. Stadt in Frankreich, 17. Musikzeichen, 18. Schwimmvogel, 19. Körperteil, 20. nordspanische Industriestadt, 21. Brauch, 22. Zeitabschnitt, 23. Laubbaum, 24. russischer Frauenname, 25. Riemenwerk der Zugtiere, 26. landwirtschaftliches Gerät, 27. Baumteil, 28. Papageienart, 29. Schwung, 30. Körperteil, 31. französische Widerstandskämpferin, 32. Kalifname.

## SCHACH



Matt in drei Zügen (O. Ziem)

## RÄTSELSCHNECKE



Aus den Buchstaben a-a-a-a-a-a-a-b-d-e-e-e-e-e-e-e-e-e-g-g-g-i-i-k-l-m-n-n-n-o-r-r-r-s-s-t-t-t-w sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden:

Von innen nach außen: weiblicher Vorname – Name der Moskauer Untergrundbahn – Habsucht – Halbedelstein – weiblicher Vorname – Pionierlager auf der Krim – Weinstock – Sternbild – Nebenfluß der Aller – die Zeit von Mittag zu Mittag – Bewohner einer Sowjetrepublik – Nebenfluß der Donau – durch Käse bekannte Stadt in Holland.

Von außen nach innen: Fliegenlarven – Verbindungsbolzen – orientalischer Gruß – Fluß im Vorland des Kaukasus – Bucht im Süden des Weißen Meeres – Komponist der Oper „Oberon" – englischer Bauernführer – Grünfläche – Festanzug – Hautöffnung – russischer Männername – Hafenstadt in der Republik Ghana – Fluß in Afrika.

## AUFLÖSUNG AUS NR. 1

### KREUZWORTRÄTSEL

**Waagerecht:** 1. Marine, 5. Trommel, 9. Ponton, 13. Irma, 14. Elle, 15. Bild, 17. Noranda, 21. Alma, 23. Spur, 25. Elke, 27. Uran, 29. Agen, 31. Eisen, 33. Sedan, 34. Miete, 35. Neiße, 38. Adana, 41. Ete, 42. Ilse, 43. Alk, 44. Ober, 45. Ast, 46. Glied, 48. Amiens, 50. Elite, 53. Assel, 54. Eiger, 57. Gera, 58. Saum, 60. Eins, 63. Erne, 64. Etat, 66. Festung, 69. Aula, 71. Line, 72. Elan, 73. Niesel, 74. radikal, 75. London. – **Senkrecht:** 1. Messe, 2. Rebus, 3. Nil, 4. Erde, 5. Tank, 6. Ohr, 7. Man, 8. Lear, 9. Plan, 10. Oel, 11. Trage, 12. Nonne, 16. Iran, 18. Oese, 19. Andalusit, 20. Duna, 22. Mai, 24. Pistole 26. Lassila, 28. Arabien, 30. Etesien, 32. Neige, 34. Marne, 36. Ill, 37. See, 39. Dom, 40. Nee, 47. Dame, 48. Alen, 49. Siel, 50. Egeln, 51. Irene, 52. Tat, 55. Grand, 56. Regen, 58. Stil, 59. Ufer, 61. Igel, 62. Saal, 65. Ale, 67. SED, 68. Ulk, 70. UNO.

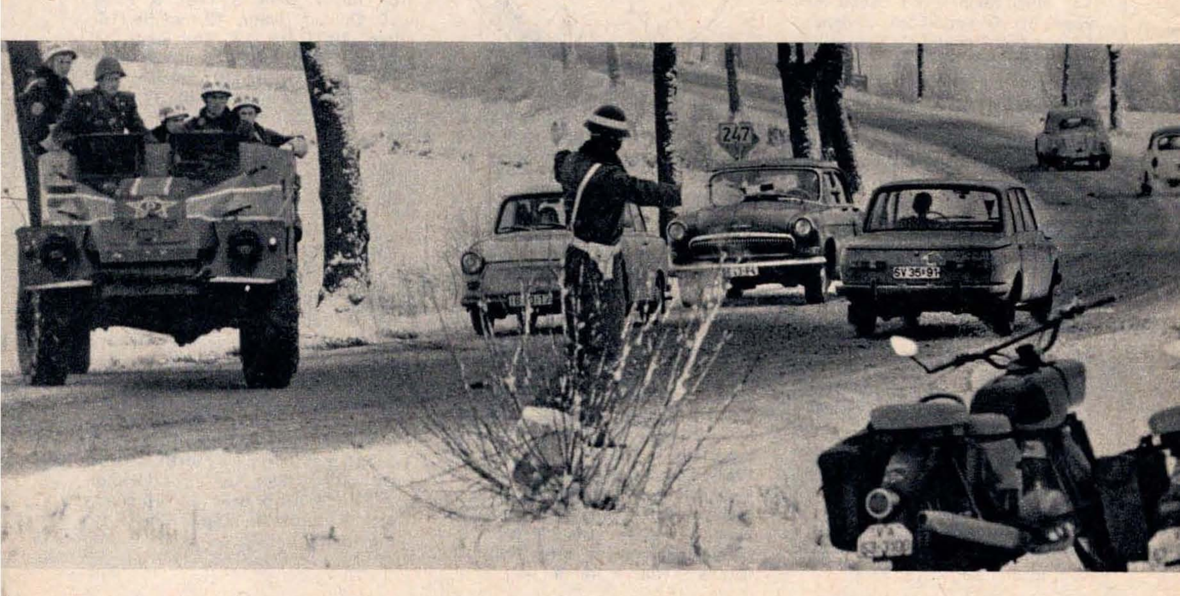
### KREISLEISTE

1. Kelter, 2. Surete, 3. Uranus, 4. Sparte, 5. Sennar, 6. Ananas, 7. Lanner, 8. Retina – Leutnant

### SCHACH

Der hübsche Entfesselungsschlüssel 1. Te3! provoziert die Kreuzschachabspiele 1. ... Da1† 2. Ta3† Dd4 3. Ta5 matt und 1. ... Dh8† 2. Te8† Dd4 3. Tc8 matt. Auf 1. ... d5 folgt 2. Te6 3. Db6 bzw. 3. Tc6 matt, andere schwarze Züge führen zu Kurzmatts.

# Torte, Borschtsch

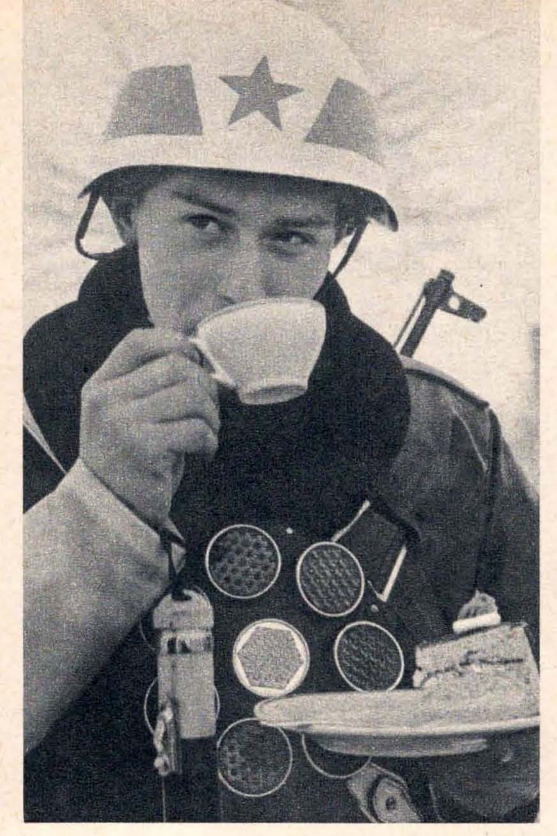


**Unsre flotten K-Dienst-Regulierer**
**überreichen hier in Eis und Schnee**
**eine liebevoll besternte Torte.**
**Grund: Geburtstag der Sowjetarmee.**

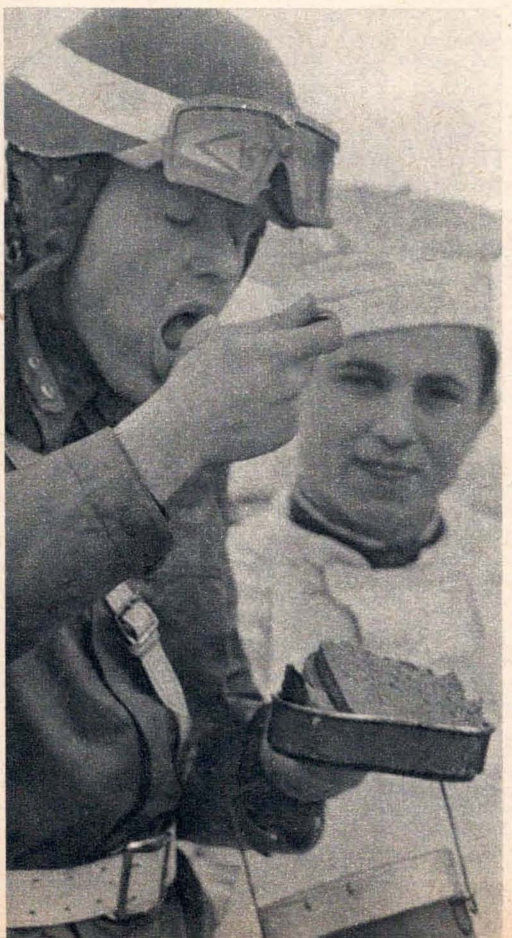
**Und die Freunde (gleichfalls Regulierer)**
**sind aufs Angenehmste überrascht.**
**,,Charascho, sonst kämpfen wir gemeinsam –**
**heute wird mal kollektiv genascht."**



# und gute Freunde



Pjotr (hier beim Heiße-Schlucke-Schlürfen) geht 'ne Blitzidee durch Hirn und Herz: Snaju, hier ist 'ne Revanche fällig für den Tag der Volksarmee im März!



Eine Woche ist so schnell vergangen –
und nach Händedruck und Freundschaftsgrüßen
läßt man taktisch gut als „Gegenschlag"
'ne sowjetski Borschtsch-Kanone schießen.



**Bei geburtstäglichen Freundschaftstreffen**
**ließen Waffenbrüder es sich munden.**
**Wer die Bilder sieht, der mag noch wissen:**
**Nichts an der Geschichte ist erfunden.**

Fotos: Manfred Uhlenhut und Ernst Gebauer
Verse: Helmut Stöhr




**HEFT 2**
**FEBRUAR 1971**
**PREIS 1 MARK**



„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Dr. Hansjürgen Usczeck · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 5307 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 Erscheint monatlich. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestraße 20 – in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb – in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 – in Westdeutschland und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28/31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/97 Gestaltung: Horst Scheffler




Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

**Redaktionsschluß dieses Heftes: 30. 11. 1970**

Fotos: Uhlenhut (14), Titel, S. 30, 31, 38, 39, 40, 41, 42, 43, Rücktitel; Gebauer (16), S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 52, 53, 54, 55, 56, 57; Gebauer/Uhlenhut (12), S. 2, 88, 89, 90, 91, 92, 93; Lenz (2), S. 13, 71; Progress (1), S. 19; Nowosti (4), S. 20, 21, 24, 25; Körner (1), S. 23; ZB/TASS (2), S. 23, 25; APN (1), S. 22; MBD (2), S. 25, 62, 63; Archiv (6), S. 25, 37, 50, 75; ZB/Heilig (3), S. 32, 33, 34; ZB/Feldbauer (1), S. 37; ZB/Kohls (1), S. 36; ZB (3), S. 36, 82, 85; Backmann (1), S. 74; Barkowsky (3), S. 48, 49; Morosow (1), S. 50; Masojídek (1), S. 74; DEFA/Kroiss (8), S. 76, 77, 78, 79, 80, 81.

## STAR-Palette

Emöke Pöstényi – ein schwieriger Name. Wir dürfen kurz „Emö" sagen. Daran gewöhnte sie sich, als sie blutjung direkt aus der Budapester Ballettschule in die DDR kam und kaum mehr als „Guten Tag" und „Danke schön" sagen konnte. Eigentlich wollte sie modezeichnen, besuchte Malzirkel. Zur Ballettschule ging sie neun Jahre lang, weil's Spaß machte. Dann kam Ballettmeister Günther Jätzlau auf Nachwuchssuche nach Ungarn. Seine Wahl fiel auch auf diese schlanke, langbeinige, attraktive Tänzerin. Also gut, dachte sie, kurze Zeit in die DDR, deutsch lernen, arbeiten, Neues sehen. Beginn in Meiningen! Außer tanzen mußte sie dort auch kleindarstellern. Schwer, wenn man nichts von der Bühnenhandlung versteht, in Trauerszenen mit Lächeln, beim „Armen Konrad" mit roten Fingernägeln auffällt. Weihnachten 1962



Emöke Pöstényi

„fiel der Groschen": Kurz vorm Urlaub erwachte Emöke aus ihrem ersten deutschen Traum. Seitdem konnte sie „mitreden". Ein Engagement als Halbsolistin im Ballett des Friedrichstadtpalastes gab ihr Grundlagen in Revue- und modernem Tanzstil und ebnete ihren Weg zum Fernsehballett. Heute ist sie Solistin in jährlich 20 Sendungen. Besondere Attraktionen: „Da liegt Musike drin" mit Kammersänger Rainer Süß oder Choreographien Walter Schumanns, der oft ihr Partner ist. Die schönste Aufgabe des zurückliegenden Jahres: Reizvolle Bildschirmpartnerin von Meistertänzer Claus Schulz. Wichtig sind Emöke auch direkte Publikumskontakte. Darum liebt sie Gastspiele im Friedrichstadtpalast, im Dresdner Kulturpalast und zu Pressefesten. Zukunftspläne? Tanzen! Hoffentlich öfter in Sendungen mit dem Ballett als Hauptdarsteller! Beispiel: „Assemblee" – drei Themen um ein Ballett. Emöke hat in Sommerakademien bei internationalen Pädagogen Jazz- und Schautanz studiert, gibt selbst modernen Unterricht. Also künftig auch Choreographin? – Wir werden sehen...

*Helga Heine*


PAUL KLIMPKE: Das gibt's!
„ALLE ACHTUNG! DU BIST JA INZWISCHEN EIN RICHTIGER MANN GEWORDEN!"
„WARUM HABT IHR EIGENTLICH VERSCHIEDENE HELME AUF?"
„DAMIT DER GEGNER SIEHT, MIT WEM ER ES ALLES ZU TUN BEKOMMEN KÖNNTE!"
„JCH DENKE, ALS SCHARFSCHÜTZE BRAUCHEN SIE EINE BESONDERS RUHIGE HAND?!"
„DU WIRST WIEDER EINEN GLÄNZENDEN EINDRUCK MACHEN!"
„IMMER DIESE SANDIGEN TRUPPENÜBUNGSPLÄTZE!"


31036